

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1935

12 (18.6.1935)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe

Die Mutter.

Sie nimmt uns bebend erst aus Gottes Händen
und hütet still die Gabe wie ein Licht,
daß dumpfe Nacht und kühle Stürme nicht
das fromme Leuchten vor dem Tage enden.

Und wenn wir dann an fremde Pracht verschwenden,
was gläubig aus erwachter Seele bricht,
entläßt sie stumm ihr Liebstes aus der Pflicht
und wird auf jeden Weg ihm Segen senden.

Am Ende lauscht sie, ganz in sich gerichtet,
vertrauten Stimmen abgeblühter Zeit
und harret am grauen Abendweg bereit

des letzten Stundenschlags, der alles schlichtet:
zur Heimkehr trägt sie Opfer als Geschmeid,
und Liebe bleibt auch dort ihr Feierkleid.

Bertold Karl Weis.

Wintersonnenwende.

Ein Spiel in vier Szenen. Von Friedrich Kaupp.

Nach Versen und Gedichten von Thilo Scheller, Friedrich Nietzsche, Gerhard Tilk, Will Vesper, Walter Kurka, Rudolf G. Binding, Karl Röttger, Adolf Hauert und Heinrich Gutberlet bearbeitet.

Personen:

Das Volk
1. Chor, tiefe Stimmen } etwa 25 Leute
2. Chor, helle Stimmen }
1. Wächter } Sie führen ihren Chor an
2. Wächter }

Der Scheidende

Der Kommende

Sonstige Mitwirkende:

Der Schülerchor
Das Schülerorchester
Die Zuhörer

1. Szene.

Die beiden Chöre betreten, geführt von je einem Wächter, die Bühne. Diese ist nur auf der linken Hälfte beleuchtet. Die Chöre treten vom Dunkel in das Licht. Haltung gebückt und müde.

Die Chöre: Verschwunden ist des Tages Schein,
Die Dunkelheit bricht tief herein.
Die Nacht hat ihren Mantel dicht
Um uns gehängt.

1. Wächter: Dort starb das Licht.

2. Wächter: Dort wird es wieder aufersteh'n.
Drum fürchte ich das Dunkel nicht.

1. Chor: Sturm, Sturm, Sturm!
ja: Sturm peitscht das wilde Meer.
jb: Welle stürzt über Welle her.
jc: Woge auf Woge rollt an den Strand.
jd: Schaum und Gicht überflutet das Land.

Die Chöre: Warten, warten, Stunde um Stunde,
Welle um Welle, Woge um Woge.
Wie finden wir heim in finst'rer Nacht?

2. Wächter: Feuer entfacht!

Die Chöre: Feuer entfacht!
Sie schlagen Feuer. Einer zeigt schließlich eine kleine Flamme.

Die Chöre: Licht! Licht! Licht!

Die Wächter: Feuer entbrenne und leuchte mit Macht,
Ihr alle, alle haltet die Wacht.

Ein scharfer Windstoß löst die Flamme. Schweigende Pause.

Die Chöre: Der Eiswind weht,
Die Nacht ist kalt,
Die Kälte hat sich ums Herz gefrallt.

2. Wächter: Wir stehen verloren auf fremder Wacht,
Uns packt die Kälte,
Uns mordet die Nacht.

1. Wächter: Das Leben erstarrt, es packt uns die Not,
Leis wie ein Traum schleicht im Dunkel
der Tod.

Die Chöre drängen sich hilflos um die Wächter.

Die Wächter: Hockt euch nieder, drängt euch zusammen.
Die Wächter versuchen, Feuer zu schlagen.

Die Wächter (beschwörend): Feuer, entbrenne mit hellen
Strahlen!

2. Chor:
2a: Gaukelnde Bilder von züngelnden Flammen.
2b: Gebt uns Feuer!
2c: Wärme ins Blut!
2d: Flamme und Blut!

Die Chöre: Gebt uns Feuer!
Feuer und Blut!
Feuer und Blut!
In Nacht und Nebel erfriert uns das Blut.

Die Chöre sind immer leiser geworden und liegen ermattet in der linken Hälfte der Bühne, die langsam dunkel wird.

2. Szene.

Die rechte Seite der Bühne ist beleuchtet. Der Scheidende tritt matten Schrittes ein.

Der Scheidende:

Das ist der Schnee der Ewigkeit,
Der klebt an meinen Füßen.
Die Welt ist weiß, die Welt ist weit.
Wir wandern alle durch das Leid,
Durch stille, weiße Ewigkeit,
Daß wir die Heimat grüßen...
Die Heimat da, die Heimat dort,
Die Heimat ist verborgen,
Verborgen wie ein Gotteswort
Und wie ein heil'ger Wunderort.
Wir wandern durch die Irnis fort
Vom Abend bis zum Morgen.
Die Nacht ist weiß, die Nacht ist fromm,
Wie alle Gottesnächte.
Schneeflocken fallen, leise, stumm,
Und leise fragt das Herz: wer kommt,
Der mich nach Hause brächte?
Das Feld ist weiß, ganz weiß und weit.
Mein Wandern bleibt verborgen.
Mein Fußtritt ist sogleich verschneit.
Ich schreite durch die Ewigkeit
Bis in den letzten Morgen.

Er sinkt zusammen. Das Licht verlöscht.

Der Schülerchor singt das Lied:

Der Winter schüttelt sein kaltes Gefieder,
Er streut uns Schnee und Eis auf die Flur.
Doch schlägt sein Stürmen uns nicht nieder,
Die Hoffnung erfüllt das Herz uns nur.
Bald ist das Jahr verronnen,
Bald ist das Jahr zu Ende,
Die Sonne hat begonnen
Aufs neue ihren Siegeslauf!
Glückauf, Glückauf
Zur Wintersonnenwende.
Glückauf, Glückauf
Zur Wintersonnenwende.

Gar bald erhebt sich des Lenzes Wehen.
Und alles erwacht dann wunderbar,
Verjüngt und neu wird die Welt erstehen
Mit einem Blumenkranz im Saar.
Bald ist das Jahr verronnen usw.

3. Szene.

Während des Gesanges zeigt sich Licht, das erst blos ist, dann heller wird. Der Wächter zwei ist überrascht aufgesprungen und schaut dem Lichtschein entgegen. Der Wächter eins liegt noch halb schlafend am Boden.

1. Wächter: Alles geht.

2. Wächter: Alles kommt wieder.

1. Wächter: Alles stirbt.

2. Wächter: Alles blüht wieder auf,
Ewig läuft das Rad des Seins.
1. Wächter: Alles bricht.
2. Wächter: Alles wird neu gefügt.
Ewig baut sich das gleiche Haus des Seins.
1. Wächter: Alles scheidet.
2. Wächter: Alles grüßt sich wieder.
Ewig bleibt sich treu der Ring des Seins.
Die Zeit ist reif, es dreht das Sonnenrad
Zu neuem Lauf auf altem Schicksalspfad
Im Jahreskreis der Sonnenwend.

Laut rufend.

Brenn', Flamme, brenn' in uns und reiß'
uns mit,
Brenn' klar die Herzen und der Augen Blick
Nach Urgeletz der Sonnenwend.

Die Chöre sind erwacht und aufgesprungen.

Die Chöre: Sehet, so sehet, das Licht, das Licht
Zelleuchtend durch nachtdunkle Wolken
bricht!

1. Chor: Die Sonne!

2. Chor: Die Sonne!

Der Kommende:

Goldglänzend die Bahn,
Die Nacht ist zu Ende,
Der Tag bricht an.

Die Chöre: Die Sonne, die Sonne, sie steigt und steigt,
Den Weg zur Höhe sie leuchtend zeigt.

2. Wächter: Nun braust der Sonne ew'ger Sternengang,
Die Kraft der Erde neu als Widerklang,
Im Urgeletz der Sonnenwend.

1. Wächter: Im gleichen Strom des Blutes schließt
der Ring.
Nun kommt uns Kraft, daß unser Weg
geling'
Im Jahreskreis der Sonnenwend.

Der Kommende:

Nichts hemmt ihren Lauf in ewige Höh'n.

1. Chor: Und wir?

2. Chor: Wir wollen mit ihr geh'n.

Der Kommende:

Mit ihr, mit ihr,
Zinauf, hinauf,
In sonnenhellem,
Siegendem Lauf.

Voraus der Kommende und die Wächter, gehen die Chöre nach links auf
den Scheidenden zu.

Der Scheidende (erwachend):

Der Tag geht über mein Gesicht,
Die Nacht, sie lastet leis vorbei ...
Und Tag und Nacht, ein gleich' Gewicht,
Und Tag und Nacht ein Einerlei.

Es schreibt die dunkle Schrift der Tag
Und dunkler noch schreibt sie die Nacht.
Und keiner lebt, der deuten mag,
Was beider Schatten ihm gebracht.

Und ewig freist die Schattenschrift.
Leblang stehst du im dunklen Spiel
Bis einmal dich die Deutung trifft:
Die Zeit ist um. Du bist am Ziel.

Der Scheidende bricht zusammen, der Kommende fängt ihn auf und hält
ihn im Arm.

2. Chor: Nimm von uns'rem Wasser,
Uns'rem Brot.

1. Chor: Sei bei uns,
Dort kommt das Licht.

Der Scheidende bedeckt sich geblendet die Augen und richtet sich schwer
auf, mit letzter Kraft. Er hält eine Fackel.

Der Scheidende:

Er gab mir die Fackel im Sprunge,
Wir hielten sie beide im Lauf.
Besflügelt von unserem Schwunge
Nimmt nun sie der Künftige auf.

Der Scheidende übergibt die Fackel dem Kommenden.

Der Scheidende:

Drum laßt mich und bleibt ihm zur Seite,
Daß fest er die lodernde faßt,
Im Kurzen, doch treuen Geleite
Ergreif' er die kostbare Last!

Dir reich' ich, was er mir gegeben,
Und sag' dir, was er mir gesagt:
So zünde sich Leben an Leben,
Denn mehr ist uns allen versagt.

Der Scheidende stirbt. Der Kommende drückt ihm die Augen zu und legt
seinen Mantel auf den Leichnam. Er selbst steht nun in strahlendem
Weiß da.

Das Schülerorchester oder ein Quartett spielt eine längere Weise.

4. Szene.

Der Kommende:

Zeldischer Opfergang
führt stets zum Licht,
fordert, was frank und frei
zur Pflicht.

Weiter und weiter erkämpfen das Ziel,
Kampf ist das Leben, nicht Trauer, nicht
Spiel.

Kampf ist das Leben, heilige Pflicht.
Kampf ist das Leben um Sonne und Licht.

Der Kommende entzündet mit der Fackel das Sonneawendfeuer.

Der Kommende:

In die lodernden flammen
Leg' ich das eigene Herz.
Leise zuckt es zusammen,
Wie vor Schmerz.
Aber mit einem ergreift es
Die durchläuternde flut
Und zur flamme selbst reißt es
Und zur flut.

Die beiden Wächter stehen Hand in Hand mit dem Kommenden. Die Chöre
sind im Halbkreis um sie gruppiert.

Die Wächter: Was auch daraus werde,
Steh' zur deutschen Erde.
Bleibe wurzelstark.
Kämpfe, blute, werbe
für dein höchstes Erbe.
Siege oder sterbe,
Deutsch sei bis ins Mark.

Der Kommende:

Aus der Erde heil'gem Schoß,
Der uns Kraft und Leben spendet,
flamme auf, du feuerstoß,
Daß dein Licht das Dunkel wendet.

Die Chöre: flamme steige, flamme zeige uns
Den Weg zum reinen Licht.
feuer schein und vereine unser
Volk im Dienst der Pflicht.

Der Kommende:

Uns're Väter, uns're Ahnen
Steh'n mit uns am feuerbrand.
Lodert auf, ihr gold'nen Bahnen,
fliegt im Sturm durchs deutsche Land.

Die Chöre: Flamme brenne, Flamme trenne
Von uns ab,
Was falsch und schlecht.
Feuer sprühe und durchglühe
Un're Jugend wahr und echt.

Der Kommende:
Feuer ist das große: Werde!
Kraft und Mitte un'rer Erde.
Was im Brand kann untergeh'n,
Das wird flammend aufersteh'n!

Die Chöre: Strahle, heil'ge Glut,
Strahl in unser Herz hinein.
Laß uns deutsch und gut,
Laß uns Flamme sein.

Die Chöre, die Wächter, der Kommende, der Schülerchor und die Zuhörer
singen gemeinschaftlich:

Flamme empor, Flamme empor!
Steige mit loderndem Scheine
Von den Gebirgen am Rheine
Glühend empor, glühend empor!

Siehe, wir stehn, siehe, wir stehn
Treu im geweihten Kreise,
Dich zu des Vaterlandes Preise
Brennen zu sehn, brennen zu sehn!

Zeilige Glut! Zeilige Glut!
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den lodernden Flammen
Wachse der Mut, wachse der Mut.

Ende.

Robert Hohlbaum Weihnacht 1812.

Ich habe diese Geschichte natürlich aus zweiter Hand empfangen, mein Urahne hat sie erlebt und meiner Großmutter mitgeteilt. Und die wieder erzählte sie im ersten Dämmern eines jeden Weihnachtsabends, wenn die Ungeduld des Knaben das Warten nicht mehr ertrug. Mich fesselte damals nur das Spannende des Geschehens, der Schauer aufgewühlter Zeit, die tiefere Deutung verstand ich erst später. Und auch die versank im Fluten der Jahre. Erst jetzt ersteht das Erlebnis der Urahnen wieder vor mir in reinsten Klarheit.

Mein Urahne besaß ein Haus und Landgut unweit den Toren einer Stadt, die das Unglück hatte, an der großen Heerstraße zu liegen. Schwerer als auf anderen lag die Last feindlichen Einfalls auf den Bürgern. Das ehemals reiche Gehöft meines Ahnen war schadhast und halb verfallen, die zwei letzten mageren Kühe dösten im Stall, das letzte Dörrfleisch hatten die Franzosen gefressen, als sie voll wilder Zuversicht nach dem Osten gezogen waren.

Das war im Frühling gewesen. Der Sommer brachte lähmende, von Angst durchzitterte Stille. Dann aber züngelten die ersten Botschaften auf. Rückzug. Der frühe russische Winter fraß die stolze Armee. Niederlage auf Niederlage. Die Stumpfen hatten nicht mehr die Kraft, das zu glauben. Und wenn sie glaubten, dann stand hinter der erlösenden Kunde die graue Angst vor den Rückkehrenden auf, die wohl das letzte zertrümmern würden, was noch an lächerlich kleinem Glück geblieben war.

Der Weihnachtsabend war dunkler als alle Tage bisher. Im frühen Dämmern saß die Familie in der großen Küche. Der Vater hatte eine Tanne aus dem Walde und der Sohn bunte Kerzchen aus der Stadt gebracht, damit nun die Frauen schweigend den Baum schmückten. Der letzte rote Zierat bebte noch zitternd am Aste, da drang schneedumpfer Zufhall herein, kein Schellenklang, gespenstig hielt ein Schlitten. Die Zermürbten preßten den Atem, die Frauen drängten an die Männer, was immer kam, es mußte Unheil sein. Noch immer saßen sie reglos, als schon der französische Offizier in der Türe stand. Aus der Tochter brach ein Schluchzen, aber die Alten erhoben sich langsam, deck-

ten auf des Fremden Geheiß den Tisch in der dem Fenster fernliegenden Ecke, und die Mutter stellte Wasser zu einem heißen Trank auf den Herd. Der Sohn lauschte den Worten des Franzosen. Das war nicht der gellende Übermut von früher, ein gehegter Klang lag darin, fast wie schlecht verhüllte Angst war es zu hören. Höher reckte der Junge den Kopf, wagte es, den Franzosen zu betrachten. Ein Lachen wollte in ihm aufkeimen. Der zerschlossene Pelz ließ die Treppen der Uniform sehen, die Reitstiefel waren von Fetzen umwickelt, und statt des Tschakos deckte ein turbanähnlicher Tücherwulst den Kopf.

Der Fremde kehrte sich um, öffnete ehrerbietig die Türe. Ein kleiner Mann trat ein, so dicht in Pelze gehüllt, daß nur zwei stehende Augen aus der Wirrsal blickten.

Die Alten kredenzt den Wärmetrank, stellten die letzten Speisen auf den Tisch. Gierig tranken und aßen die Fremden. Dann saßen sie schweigend. Der kleine Pelzermummte schloß, der andere starrte, den Schlaf bewachend, ins Dunkel. Schweigend saßen auch die Deutschen, gesenkten Hauptes, sich vor Ungewissem duckend. Nur des Sohnes Auge faßte die Fremden. Tiefer wob sich das Dunkel, spann eine unbestimmte ahnende Furcht von einer Gruppe zur anderen. Still saßen die Fremden. Sterbekälte kroch von ihnen aus den Deutschen an Brust und Kehle, würgte ihren Atem, ließ sie eisig erbeben.

Noch immer mußte der Sohn auf die stummen Gäste starren. Bis er sich langsam dem Bann entwand, sich erhob, an Stein und Stahl Feuer schlug und mit immer ruhigerer Kraft die Kerzen des Baumes entzündete. Zeller verströmte das gütige Licht, freier atmeten die Deutschen, lösten sich aus der Starrheit. Der Schläfer drüben erwachte, starrte ins plötzliche Licht, verhüllte die Augen. Und dann sagte er — mein Urahne hat es deutlich gehört, jedes Wort, er hat den hohlen Klang sein Lebtage nicht vergessen —:

„C'est comme une âme brûlante“ (Wie eine brennende Seele). Dann gingen die Franzosen. Der Schlitten verglitt wie ein Spuk. Und der letzte Zufhall ertrank im Knistern des Weihnachtslichtes, das in unendlicher Güte mit milder Macht den besreiten Raum erfüllte.

Deutsche Seele und deutsche Zukunft.

Als die eigentlichen Nachfahren der Germanen gelten wir Deutschen, obwohl der physischen Abstammung nach die skandinavischen Völker, die Holländer und, abgesehen von dem keltischen Einschlag, der aber ebenfalls zu den Nordrasen zählt, die Engländer dem Germanentum mindestens ebenso angehören wie wir. Sicher haben zu dieser Auffassung noch Äußerlichkeiten beigetragen wie die Bezeichnung Deutschlands als Germania in der Sprache Roms und des Mittelalters und als Germany in der englischen Weltsprache. Aber es muß noch einen tieferen Grund haben, daß gerade wir Deutschen von den übrigen Völkern als Germanen gerühmt, gefürchtet und geschmäht werden. Was uns in den Augen der Welt und unserer eigenen Empfindung nach zu den Germanen macht, das ist das germanische Seelenerbe, genauer die germanische seelische Potenz. Sie ist uns in höherem Grade erhalten geblieben als allen anderen, die gleich uns oder mehr noch als wir Deutschen Anteil haben am germanischen Bluterbe.

Die Völkergruppe, aus der die Germanen hervorgingen, und dann die Germanen selbst waren immer bereit und fähig, Kulturgut zu übernehmen, gleichviel, ob sie in eine ihnen bis dahin fremde Welt einbrachen, oder ob fremde Kulturwerte zu ihnen kamen. Sand solch eine Kulturbegegnung in großem Ausmaße statt wie etwa zu den Zeiten der frühnordischen und der germanischen Wanderungen oder der Christianisierung der Germanen, dann erwuchs dem nordischen und germanischen Menschen aus den Spannungen zwischen der eigenen Kultur und den fremden Kulturelementen eine neue Hochkultur. So entstanden z. B. die griechische Kultur und die Kultur des Mittelalters. Im Gegensatz dazu ging der Römer und geht der Romane darauf aus, derartige Spannungen formal zu überwinden und sie zivilisatorisch auszugleichen. Die römische Zivilisation der Antike und die sogenannte westliche Zivilisation der Neuzeit sind Ergebnisse dieser Bemühungen. Wenn auch der römisch-romanischen Welt Bewegungen und selbst starke revolutionäre Ausbrüche nicht fehlen, und wenn andererseits die germanisch-deutsche Welt mitunter geraume Zeit in Ruhe verharrt, so übertrifft sie die römisch-romanische doch bei weitem an innerer Bereitschaft zu Wandlungen auf allen Lebensgebieten und an Wandlungsfähigkeit.

Am reinsten und stärksten hat sich diese germanische Dynamik im deutschen Volke erhalten. Es ist erstaunlich, wieviel davon die übrigen Völker germanischer Herkunft eingebüßt haben, und zwar nicht nur wo sie, wie die ostgermanischen Stämme der Völkerwanderungszeit, in einer andersartigen Kulturwelt aufgegangen sind. Auch die Engländer und Skandinavier sind schon seit langem nicht mehr so wie die Deutschen Dynamiker. Holländer und Schweizer zeigen überdies, daß selbst bei unmittelbarer Nachbarschaft, ja sogar

bei weitgehender Sprach- und Kulturgemeinschaft die Loslösung vom deutschen Staatsgefüge die Seelenhaltung der romanischen Zivilisationswelt näherbringt.

Da die großen politischen und kulturellen Umwälzungen in der Regel alle Staaten eines Kulturkreises in irgendeiner Form berühren, und da jede der großen abendländischen Nationen einmal bei einer unserer Zeitwenden führend hervorgetreten ist, verwischt sich der Unterschied zwischen der Seelenhaltung des deutschen und aller übrigen Völker für eine nur das einzelne ins Auge fassende Beobachtung freilich leicht. Während aber die anderen Völker nur von den Bewegungen stärker erfaßt werden, die ihrer Art von vornherein entsprechen, und darum nach Abschluß von geistigen und politischen Revolutionen fast noch dieselben sind, die sie zuvor waren, lassen sich die Deutschen auch von ihrer Art fremden Bewegungen ergreifen und wandeln sich mit dem Umschwung der Epochen stärker als andere. Gerade aber deshalb bleiben die Deutschen nicht bei den „Errungenschaften“ einer Epoche stehen. So sind sie stets Wegbereiter, die Dynamiker des Abendlandes. Sie haben, um nur zwei meist wenig beachtete Beispiele anzuführen, zur formalen Ausbildung der mittelalterlichen Scholastik führend beigetragen, ein Deutscher, Albert der Große, hat den gesamten Wissenstoff für die Scholastik bereitgestellt, und ein Deutscher, Meister Eckhart, ist dann — ausgehend von der Scholastik — einer ihrer Überwinder geworden; ähnlich hat der Pietismus des 17. Jahrhunderts durch sein Eintreten für religiöse Duldsamkeit die Aufklärung vorbereiten helfen, und dann ist der größte deutsche Philosoph der Aufklärung, Leibniz, mit seiner Monadenlehre über sie hinausgeschritten.

Die stete Bereitschaft zu neuem Aufbruch, die unablässig kämpferische Auseinandersetzung mit dem jeweils herrschenden Zeitgeist und die große Wandlungsfähigkeit lassen die Deutschen nicht in einzelnen großen geschichtlichen Leistungen den Ausdruck ihres ganzen Wesens sehen. Jeder Abschnitt der deutschen Geschichte ist immer noch ein Kampffeld für die deutsche Nation. Was die eine Hälfte als Größe, als Segen rühmt, verdammt und beklagt die andere als Schwäche, als Ausgangspunkt unendlichen Leides: die Christianisierung der Germanen, das mittelalterliche Kaiserreich, die Reformation, die Sonderung in Stämme, die kleindeutsche Lösung. Kein Wunder, daß da viele als den Grundzug des germanisch-deutschen Schicksals das Tragische betrachten. Aber Tragik ist keine Lebensphilosophie für ein Volk. Germanische Stämme sind nicht nach Süden gewandert, um dort unterzugehen, die Germanen haben als Sieger nicht das Christentum angenommen, um das Beste ihres Wesens preiszugeben, die Kaiser haben nicht Italien erobert, um ihre deutsche Königsmacht zu zer-

brechen, die Reformation wollte nichts weniger als eine religiöse Spaltung des deutschen Volkes herbeiführen, das Zweite Reich ward nicht gegründet, um die Stellung des Gesamtdeutstums in der Welt zu schwächen. Am Beginn jeder dieser Bewegungen stand eine große Hoffnung, und jede von ihnen hat tatsächlich Großes erreicht. Wenn wir mehr Stürze in die Tiefe als andere Völker erlitten haben, so nur deshalb, weil wir uns öfter als alle anderen zu stolzer und glücklicher Höhe erhoben.

Wir werden nie als Volk zu einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung kommen, werden nie wie die Italiener, Franzosen, Engländer aus unserer Geschichte Kraft, Freude und Stolz schöpfen, wenn wir einen einzelnen Abschnitt unserer Vergangenheit, eine einzelne politische oder kulturelle Leistung, einen einzelnen Zug unseres Wesens als die Zeit deutscher Größe, als die deutsche Leistung, als das deutsche Wesen verkünden. Es gibt kaum eine Epoche der abendländischen Geschichte, während der wir nicht führend mit an der Spitze gestanden wären. Natürlich konnten wir nicht immer auf allen Lebensgebieten zugleich die ersten sein, aber wenigstens auf einem waren wir es fast stets. Und es gibt kein Lebensgebiet, auf dem wir nicht mindestens einmal die ersten oder unter den ersten waren. Sobald wir vom einzelnen, das ja immer von irgendeinem Gesichtspunkt aus umstritten sein wird, uns zu einer totalen und universalen Betrachtungsweise aufschwingen, welche die Leistung des ge-

samten deutschen Volkes in allen Zweigen des politischen und kulturellen Lebens während des bisherigen Verlaufes der abendländischen Geschichte als Einheit umfaßt, ist auch uns Deutschen und uns vor allem die Vergangenheit die beste Gewähr für eine große Zukunft. Oft werden der deutsche Universalismus und die deutsche Bereitwilligkeit, sich von der Fremde anregen zu lassen, als unsere größte Gefahr bezeichnet. Gefahrlos sind diese Eigenschaften gewiß nicht, wie ja keine zu überragender Leistung befähigte Veranlagung gefahrlos ist. Da aber die Spannkraft der deutschen Seele nicht geringer ist als ihre Spannweite, waren für das deutsche Volk die Perioden der Aneignung fremder Kulturgüter und politischer Einrichtungen jeweils nur Übergänge zu einer neuen artgemäßen Kulturblüte und Machtstellung. Seit die Menschheit den bloßen Naturzustand verlassen hat, dessen letzte Spuren wir noch bei den aussterbenden Buschmännern, Drawidas und einigen südamerikanischen Indianerstämmen beobachten können, lösen sich die geistigen Strömungen und politischen Gestalten in rhythmischem Wechsel ab. Die Völker mit einseitiger Begabung können nur in Zeitaltern Bedeutendes vollbringen, die gerade dieser entsprechen. Der germanisch-deutsche Mensch hat in jeder Zeitalter Großes und Größtes geleistet. Darum sind wir auch sicher, daß die allumfassende schöpferische Kraft der deutschen Seele jede Zukunft meistern wird.

Renée Duc

Eine Französin findet Deutschland.

Als ich vor einigen Jahren nach Deutschland kam, war es, um Deutschland kennen zu lernen. Sehr häufig hatte ich Gelegenheit, mit gebildeten Kreisen zusammenzukommen und „nette, gemütliche“ Menschen zu treffen, und erkannte, daß der Ruf der Gastfreundschaft begründet war. Aber nicht bei der „guten Gesellschaft“ und nicht in mehr oder weniger internationalen Gedanken, Gesprächen und Gebräuchen konnte ich Deutschland finden. Die meisten dieser Leute waren besorgt, ihr Deutschtum zu zeigen und gaben sich viele Mühe, als „Serienmenschen“ der zivilisierten Welt zu erscheinen; ihr Lieblingsthema war: von ihrer Reise nach Paris zu erzählen, was für solche Menschen nur eines bedeutete: „sich kolossal amüsieren“. Aber erstens, Montmartre ist nicht Paris, und Paris ist nicht ganz Frankreich; zweitens, wer ein fremdes Land kennen will, muß vor allem die nationale Eigenart von dem äußerlichen Glanz dieser modeartigen Internationalität unterscheiden können.

Das edelste in einem fremden Volke können nur diejenigen fühlen, die selbst das moralische nationale Gut ehren und schützen. Ich wollte Menschen finden, die

zwar die Schönheit vom Louvre oder vom Versailler Schloß priesen, die aber von der Ehrlichkeit ihrer deutschen Kunst, von einem Grünewald, einem Dürer, einem Bruckner mit Liebe erzählten.

*

Ich traf zu oft Leute, die so gesprächig, so geistig waren und sich so wichtig bei ihren Gedanken fühlten! All das schien mir im schroffsten Gegensatz zu stehen zu dem schlichten und stillen, aber doch so warmen Empfindungsvermögen der Deutschen. Ich hörte die modernsten Theaterstücke, wo krankhafte Psychoanalyse mit hemmungsloser Freidenkerei abwechselten. Ich sah die modernen Bauten von Berlin und glaubte manchmal, ich wäre in einer amerikanischen Stadt. Die „Neue Sachlichkeit“ war der als letztes erfundene Ausdruck für Materialismus. Ich fragte mich dann: „Ist der Deutsche sich selbst untreu geworden? Und heißt deutsch sein nicht mehr: ein Gefühlsmensch sein, der fähig ist, einem Glauben zu dienen?“ Ich suchte die Deutschen kennen zu lernen, in der Hoffnung, durch das Individuum zu diesem untastbaren und unaussprechlichen „Etwas“, was Deutschland sein

sollte — so meiner französischen Eigenart folgend — zu kommen. Ich fand es aber nicht. War dies Deutschland denn nur ein Begriff?

*

Ich lernte ja viele Deutschen im Laufe von zwei bis drei Jahren kennen, aber die meisten nannten sich selbst „europäische Deutsche“ und machten den Eindruck, als ob sie in ihrem eigenen Lande nur zu Besuch wären.

Im Klubsessel eines Cafés, in ihrer modernen Villa waren sie sicher sehr „interessant“, aber hätte man sie in eine ernste, einsame Landschaft hineingesetzt, wie leer hätten ihre vielen Worte geklungen, und wie unbedeutend wären diese Wichtigtuer gewesen!

Denn für jedes Land gilt das Gesetz: Wie die Landschaft, so auch der Mensch. Und wenn er diesem Naturgesetz zu entfliehen sucht, wird er am Ende entwurzelt verkümmern.

Es gibt aber nicht „eine“ deutsche Landschaft, ebenso wie es falsch wäre zu sagen, daß die liebliche „Ile de France“ die typische französische Landschaft ist, oder die rauhe, großartige, sagenumwobene Bretagne, oder die schöne Provence mit der üppig blühenden „côte d'azur“. Der Ausländer muß sich ebenso hüten, nach einer besonderen Gegend das ganze Land zu beurteilen, wie nach einem einzigen Menschen das ganze Volk. Und doch wird jeder naturempfängliche Mensch vor einer bestimmten Landschaft wie vor einer Offenbarung stehen: ein Bild enthält in sich die wesentlichen Züge unzählbarer Bilder und wird so zum Symbol. War vorher kein Verständnis für die Menschen dieses Landes, so lebt nachher der Fremde mit Herz und Sinn mit ihnen zusammen. Die Enthüllung kann einem gegeben werden, ohne daß man sie sich durch ein langes Studium erarbeitet hat, sondern allein durch einen unbegrenzten Glauben, diesen Herzenglauben, den Kinder haben, die dadurch mehr sehen.

*

Ich erlebte dieses Begegnen mit der Seele Deutschlands, wenn ich so sagen darf, auf folgende Weise: Nach einem Besuch auf einer Insel mitten im Tegeler See, nördlich von Berlin, wo die Schulfarm Scharfenberg steht, war ich so sehr von dem für mich so eigenartigen Reiz dieser Landschaft begeistert und auch von dem Schulleben angezogen, daß ich dort einen Sommer als Gastlehrerin verbrachte.

Es verging kaum ein Tag ohne Regen, der Wind wehte scharf auf dem See. Und die Menschen waren schweigsam, hart, ja so rauh wie das Wetter. Aber solches Leben zeugt Tapferkeit, Ehrlichkeit, Ernst.

Einmal im Winter stand ich am Rand der Insel: Der See war zugefroren; Schnee und eisiger Nebel hüllten alles in ein eintöniges Grau. Stille und Einsamkeit.

*

Dieses ergreifende Stück nordischer Erde, diese Landschaft voll Schnee und Eis enthüllte mir die Größe der deutschen Seele, den deutschen Menschen mit seiner verborgenen Kraft, seiner Geduld, seiner Treue, in seiner harmonischen Schönheit, die sich nur einigen wenigen zeigt.

Solcher Landschaft gegenüber muß jeder Mensch echt sein; unter solchem Himmel steht er aufrecht, mit dem Blick gegen das Unendliche.

Der Hauptklang dieser Landschaft war das Heroische, wie — so scheint es mir — auch der Hauptzug des deutschen Charakters das Heroische ist, welches natürlich viele andere Eigenschaften enthält. Wenn nicht jeder Deutsche das Heroische dem Gemütlichen vorzieht, dann bleibt Deutschland nur ein Traum, solange nicht alle Deutschen selbst im Täglichen eine innere heroische Haltung einnehmen, solange hat auch Deutschland nicht sein wahres Gesicht.

*

Ich war lange bei den deutschen Menschen auf der Suche nach echtem Deutschtum, ohne es zu finden; denn all diese eitlen und egoistischen Menschen, die über „die ewige Sehnsucht der deutschen Seele“ lächelten und ihre eigene Natur verleugneten, waren nicht das wirkliche Deutschland. Es standen hier und da Menschen, die mich als Ausländerin an wagnerische Gestalten erinnerten, die nicht nur ihr eigenes Schicksal tragen und ihr eigenes Ideal vertreten, sondern wie der berühmte Reiter von Bamberg, durch alle Jahrhunderte das deutsche Wesen zu verkörpern scheinen. Aber sie standen vereinsamt oft unterdrückt und der Verzweiflung nahe. Es waren das einzelne Deutsche, aber es war kein deutsches Volk.

*

Dann kam Hitler und der Nationalsozialismus. War das nun Deutschland? Das Ziel, das sich der Nationalsozialismus stellte, war, das deutsche Volk sich selbst zurückzugeben, in ihm den Stolz auf den ewigen Eigenschaften des deutschen Wesens wieder zu erwecken, und das hieß für sie: wenig scheinen und viel sein, reich im Gefühl, treu zum Volk und Vaterland.

Man kündigte der Welt an, Deutschland sei erwacht, und ein neues Leben finge an für die vielen Millionen, die wieder zusammengebracht wurden. Versprach man ihnen ein bequemes Leben? Nein, man sprach zu ihnen von dem Heroismus der Toten der nationalen Revolution, und in Millionen Deutschen fand das Wort Widerhall. Man verlangte Opfergeist und verlangte, daß Nächstenliebe zur Tat würde, und so vollbrachte man Wunder; da, wo früher Reichtum und Titel allein galten, wo Klassenhaß und Hochmut trennten, herrschten Einigkeit und Gleichheit im Dienst für das Volk.

Es wird vieles unternommen, und vieles gelingt; Erfolg ist bemerkbar auf allen Gebieten wie z. B.: Arbeitsbeschaffung, Volkswohlfahrt und Winterhilfswerk, Schulung der Jugend in den Lagern von H. J., von Jungarbeitern, dem Arbeitsdienst, von Lehrern, Heranziehung der Massen zum Teilhaben an der Kultur des Volkes.

Aber wären selbst die Werke nicht so zahlreich und so bewundernswert, so würde der Nationalsozialismus doch die Anerkennung des Ausländers verdienen; denn eine Weltanschauung, welche den Menschen Kraft und Hoffnung wiedergibt, kann nicht künstlich aufgebaut sein.

*

Der Geist, der das Ganze beseelt, scheint mir wichtiger als die augenblicklich erstaunlichsten äußerlichen Leistungen. In dem Nationalsozialismus sehe ich die Möglichkeit für das deutsche Volk zur vollkommensten Entfaltung und Selbstbehauptung einerseits und zur friedlichen Zusammenarbeit mit den anderen Nationen andererseits.

Nicht nach den Fehlern, die begangen werden, darf man das nationalsozialistische Deutschland beurteilen,

sondern nach dem mehr oder weniger starken Willen aller, die Sendung Deutschlands zu erfüllen. Damals inmitten einer deutschen Winterlandschaft fühlte ich, daß die Deutschen ihrem Schicksal leben, wenn sie in engster Verbundenheit mit der Natur stehen. Damals klang das Wort „Deutschland“ noch wie ein Zukunftsversprechen und wie ein Ruf. Heute weiß ich: der Nationalsozialismus ist das werdende wahre Deutschland.

Paul Schmittbener

Von der Reichswehr zur Wehrmacht.

Wurzsch vergessen die Menschen. Auch die gewaltigsten Ereignisse, die in der Flut der Geschichte dastehen wie hohe Berge in der Landschaft, werden oft von den Wolken des Alltags verdeckt und unsichtbar gemacht. Heute sind wir Deutschen wieder ein freies Volk geworden. Diese Freiheit findet darin ihren sichtbarsten Ausdruck, daß an die Stelle der alten Reichswehr unsere neue, das ganze Volk erfassende Wehrmacht getreten ist. Der Weg von der einstigen Reichswehr des Weimarer Staates zum Volksheer des Dritten Reiches scheint im Dunkel des menschlichen Vergessens fast eine ebene Straße zu sein. Und doch führte sie in Wahrheit durch riesige Gefahren und gewaltige Hindernisse hinweg zum Ziele. Ein Höchstmaß von Leistungen war zu vollbringen, ehemals und heute, um dies Ziel zu erreichen.

Wir wissen, daß die Reichswehr des Weimarer Zwischenstaates an Händen und Füßen geknebelt war. Aller modernen Waffen beraubt und zurückgeschraubt auf den militärtechnischen Stand unserer Väter, war ihr von den Siegermächten zudem noch der Charakter eines Söldnerheeres aufgezwungen worden. Ihre Organisation und Ergänzung wurden in Formen gepreßt, die jedes wahre Leben zu verwehren schienen und zwischen Volk und Wehr eine tiefe Kluft aufreißen sollten. Im Dezember dieses Jahres jährt sich zum fünfzehnten Male der Tag, an dem 1920 die Siegermächte mit rauher Hand in die Pläne der damaligen deutschen Reichsregierung eingriffen und ungeachtet aller Einwendungen die Stärke des deutschen Heeres auf 100 000 Mann, die der Marine auf 15 000 Mann herabsetzten. Damit war die deutsche Wehrlosigkeit vollkommen geworden. Wie unsere Gegner meinten, war nunmehr Deutschland für alle Zeiten aus der Liste der freien großen Völker gestrichen und zum politischen Spielball der Welt geworden.

Es wird immer wunderbar bleiben, wie trotz alledem in jenen dunkeln Jahren jene deutsche Wehrmacht entstehen konnte, die bis zum März 1935 der Vertreter des deutschen Soldatentums war: die Reichswehr. Denn von zwei Seiten drohte ihr ja eine tödliche Gefahr. Da waren einerseits die Knebelnden

Bestimmungen der Siegermächte, die mit allen Mitteln ausgeklügelter Durchtriebenheit und mit spitzfindiger Schnüffelei die militärische Wertlosigkeit der Reichswehr zu überwachen und immer aufs neue zu sichern strebten. Die letzten Überbleibsel der Kontrollkommissionen verließen erst am 31. Januar 1930 den deutschen Boden, und selbst später noch wurde über die Durchführung der sogenannten Restpunkte der Abrüstung mit den ehemaligen Feindstaaten verhandelt. Da war aber andererseits auch der Weimarer Staat selbst, auf dessen innerpolitischer Grundlage die Reichswehr errichtet werden mußte. Vom Marxismus verseucht und vom pazifistischen Gedanken durchtränkt, stand er dem Soldatentum grundsätzlich feindlich gegenüber. Er war bestrebt, die soldatische Sittlichkeit als solche auszurotten und dem Heere gerade jene Eigenschaften zu rauben, ohne die es notwendig zu einer bewaffneten Horde werden mußte. So schien die neu sich bildende Reichswehr von der einen Seite zu äußerlich-militärischer, von der anderen Seite zu innerlich-seelischer Wertlosigkeit verurteilt zu sein. Doch Männer machen die Geschichte. Nicht die Niederlage an sich ist das Entscheidende, sondern die Art und Weise, wie der Geist eines Volkes sie trägt und auswertet. Dieser Geist aber flüchtet sich dann, wenn die Völker schwach werden, in die Seele ihrer großen Männer. Es war klar, daß jene Offiziere, denen auf Grund ihres militärischen Ranges und ihrer Kriegslistung nunmehr die Aufgabe des Aufbaus der Reichswehr zufiel, als Angehörige der alten Armee und Träger ihres unvergänglichen Ruhmes nichts wissen wollten von jenem Geist, der den Weimarer Unstaat erfüllte und entabelte. Sie waren Soldaten und gewillt, mit soldatischem Geist das Schicksal zu meistern. Die große Niederlage der alten preußischen Armee, der Zusammenbruch von Jena 1806, war einst die Grundlage ihrer großartigen Auferstehung geworden. Genau so wurde auch jetzt die Todesstunde des alten deutschen Heeres die Geburtsstunde der wahrhaft soldatischen Reichswehr. Die verantwortlichen Männer waren sich jenes Bekenntnisses bewußt, das einst Clausewitz in der dunkelsten Stunde seines Lebens niedergeschrieben hatte, „daß ein Volk unter den

meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit, daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des Volkes sichert". Deutschland war nach einem blutigen, ehrenvollen Kampfe untergegangen. Wenn man nichtsdestoweniger an dem heiligen Vermächtnis der zwei Millionen Toten festhielt, war die deutsche Wiedergeburt früher oder später gesichert. Die soldatischen Führer, die die neue Wehrmacht aufbauten, hielten an jenem Vermächtnis fest. Das war ihr Trost, ihr Stolz und ihre Stärke. Hatte man einst nach Jena in Anbetracht der inneren Reformbedürftigkeit der alten preussischen Armee neue Wege beschreiten müssen, so kam es jetzt angesichts der fleckenlosen Ehre und soldatischen Höchstleistung des untergegangenen ersten deutschen Reichsheeres darauf an, gerade an die Faktoren anzuknüpfen, die dessen gewaltige kriegerische Überlegenheit ausgemacht hatten: Militärisches Führertum und eine hochwertige Truppe. Der innere Geist und die äußere Tüchtigkeit des alten Heeres mußten den Siegermächten und dem Weimarer Staat zum Trotz hinübergerettet werden in die neue Reichswehr.

Die höchsten Befehlshaber, die, das Ende der alten deutschen Armee überdauernd, die Führer des neuen, geknebelten Heeres wurden, gingen in diesem Sinn zu Werke. Neben dem General Reinhardt wurde nach dessen Tod insbesondere Generaloberst von Seeckt der geschichtliche Schöpfer der neuen Reichswehr. Zuerst als Chef des Generalstabs der alten Armee, dann als Chef des allgemeinen Truppenamts im neuen Reichswehrministerium und schließlich als Chef der Heeresleitung löste er in jenem Geiste mit ebensoviel Können und Tatkraft wie Klugheit und Geschick die schwere Aufgabe. Vor wenigen Wochen bei der 125-Jahrfeier der Kriegsakademie in Berlin hat der derzeitige Chef des Generalstabs des Heeres, General der Artillerie Beck, in Gegenwart des Führers dem Generaloberst von Seeckt für diese Leistung gedankt, wenn er u. a. sagte: „Er hat nicht nur in dem kleinen deutschen Reichsheer eine in der Welt bewunderte und vielfach gefürchtete Musterarmee geschaffen und mit ihr den militärischen Grundstein für den heutigen Neuaufbau des Heeres gelegt, sondern er wandte auch von vornherein seine ganze Sorge der Erhaltung und Förderung eines Generalstabes und eines auf hoher Stufe stehenden militärischen Führertums zu.“ Daß die Reichswehr trotz ihrer Güte innerhalb der waffenstarrten Welt der wehrpolitischen Lage des Deutschen Reiches ebensowenig entsprach wie dem Wesen des deutschen Volkes, lag auf der Hand. Wenn das Programm der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei in Punkt 2 die Gleichberechtigung Deutschlands und die Aufhebung der Friedensverträge und in Punkt 22 die Abschaffung der Söldnertruppe und die Bildung eines Volksheres forderte, so sprach es damit dem deutschen Volk aus der Seele.

Die seltsame Lage, in der sich die soldatische Reichswehr innerhalb des unsoldatisch-pazifistischen Weimarer Staates befand, wurde die Ursache dafür, daß sie, innerlich durch und durch deutsch, soldatisch, national, ja sozialistisch, nicht zur Trägerin einer innerpolitischen Wandlung werden konnte. Denn im Weimarer Parteienstaat hätte die Politisierung der Reichswehr, ja schon das Aufgreifen der Politik überhaupt sie selbst zerrissen. So schuf sich die Reichswehr, außerstande, den Geist des Weimarstaates anzuerkennen, aber auch außerstande, ihn innerpolitisch zu bekämpfen und zu beseitigen, in diesem Staat eine Sonderstellung und zwar in der Form einer überparteilichen Haltung. Sie wurde ein Staat im Staate, mit aller Kraft nur darauf bedacht, ihren militärischen Wert und ihre innere Haltung ungetrübt und ungebrochen zu bewahren bis zu jenem Tage, an dem der große politische Führer des deutschen Volkes als Erlöser auferstand, um dann diesem im entscheidenden Augenblick die Reichswehr als ein festgefügttes, soldatisches Machtwerkzeug zur Verfügung zu stellen. Die Reichswehr hat in der Tat diese Aufgabe erfüllt. Sie blieb sich treu und wartete der Stunde der großen politischen Revolution. Denn „Revolutionen, die nur von Armeen gemacht werden, sind nicht von langer Dauer. Gute und ehrliche, innerlich wahre Revolutionen gehen vom Volke aus, und es gibt keine bessere und stärkere revolutionäre Bewegung, als die, deren Ziele bei Volk und Wehrmacht gleich sind“.

Dies war der Fall, als Adolf Hitler und seine Bewegung im Jahre 1933 die Macht im deutschen Reich errangen. Sofort wuchsen Reichswehr und Drittes Reich ineinander. Seitdem war die Wehrmacht in bedingungsloser Treue dem neuen Staat und seinem großen Führer verbunden. Der kameradschaftliche Gruß zwischen Wehrmacht und nationalsozialistischen Verbänden, die Teilnahme an parteiamtlichen und staatlichen Veranstaltungen, am 1. Mai und am Erntedankfest, das Auftreten der Wehrmacht an den Parteitagen in Nürnberg, das Hoheitszeichen der Bewegung und die neue Reichskriegsflagge wurden die äußeren Ausdrucksformen der inneren unlöslichen Verbundenheit und Einheit des militärischen Soldatentums der Wehrmacht und des politischen Soldatentums der nationalsozialistischen Bewegung. So konnte die Reichswehr der Keim werden, aus dem der Führer im März dieses Jahres ein neues deutsches Volkshereer erstehen ließ. Aus der verkrüppelten Reichswehr des geknebelten Weimarstaates ist heute die von allen Fesseln gelöste Wehrmacht des Dritten Reiches geworden. Voll dankbaren Glückes über die gewaltige geschichtliche Leistung des Führers wandern heute unsere Gedanken auch zurück zu jenen deutschen Soldaten, die einst in der Nacht der deutschen Geschichte und im Elend des Zwischenreiches den Siegerstaaten und dem Weimarer Ungeist zum Trotz in der damaligen Reichswehr die Ketter und Bewahrer deutschen Soldatentums gewesen sind.

E. Ungerer Arthur Drews.

Ein Rückblick auf die Lebensarbeit des Karlsruher Philosophen.

Am 20. Juli dieses Jahres hat Arthur Drews die Augen auf immer geschlossen. Ein hochbegabter und scharfsinniger Denker, ein Forscher mit ungewöhnlich reichem und vielseitigem Lebenswerk, ein tapferer und unermüdlicher Kämpfer, ein bedingungslos ehrlicher und aufrechter Mann, ein seines Volkstums als Kraftquelle und als Kulturaufgabe bewußter Deutscher ist mit ihm aus der Reihe der lebenden deutschen Philosophen getreten.

Ausgesprochen nordisch und norddeutsch in äußerer und innerer Haltung, von der Adolf Bühlers Gemälde das eindrucksvollste Bild festhält, väterlicherseits von Dithmarscher Schullehrern und Bauern, mütterlicherseits von holsteinischen Schiffen und Handwerkern abstammend, hat Arthur Drews den weitaus größten Teil seines Lebens und fast die ganze Zeit seines wissenschaftlichen Wirkens an einer süddeutschen Bildungsstätte, an der Karlsruher Technischen Hochschule verbracht, lange Jahre, von seiner Habilitation im Sommersemester 1896 an als Privatdozent und (seit 1898) als außerplanmäßiger a. o. Professor der Philosophie, erst ganz zuletzt seit 1928 in einer planmäßigen Stellung, die keine planmäßige Professur der Hochschule war, und aus der er 1931 infolge Erreichung der Altersgrenze ausgeschieden ist, wobei er aber der Hochschule weiterhin angehört und auch in den folgenden Semestern noch mehrmals gelesen hat. Fast vier Jahrzehnte also von den nahezu sieben seines Lebens — er war am 21. November 1865 zu Uetersen in Holstein (Kreis Pinneberg) geboren worden —, dieses Lebens, dessen innere Erfolge die äußeren weit überragten, hat Drews an der Karlsruher Technischen Hochschule gewirkt, wo ihm seine lebendigen und doch zugleich sorgsam durchgefeilten Vorlesungen und die lange Zeit hindurch abgehaltenen Übungen im Anschluß an die Lektüre eines philosophischen Werks außer den wechselnden studentischen Hörern auch einen treuen Stamm von Teilnehmern aus verschiedenen Kreisen der Stadt zuführten.

Wie in seinem Wesen war Arthur Drews auch als Denker eine scharf und klar ausgeprägte Gestalt. Als Philosoph hatte er die für sein ganzes Leben bestimmende Formung erhalten schon während seiner Studienzeit durch die erst geistige, dann auch menschliche und persönliche Begegnung und schließlich Freundschaft mit **E d u a r d v o n H a r t m a n n**, dem letzten großen spekulativen Philosophen des 19. Jahrhunderts. Drews hatte damals zunächst der deutschen Sprache und Literatur sich zugewandt mit dem Ziele des Schriftstellerberufs, auf den dichterische Begabung ihn hinwies, die zu zwei Frühwerken führte, von denen ihm das erste („Troid. Eine Rhapsodie in drei Gesängen“, 1887) den Beifall Julius Wolfs, das zweite, schon stark philosophisch und religiös bestimmte (das Epos „Judas Ischarioth“, 1888) denjenigen Julius

Harts eingebracht hatte, war aber durch das Ringen nach weltanschaulicher Klarheit zum Besuch philosophischer Vorlesungen und zum Durcharbeiten philosophischer Werke geführt worden, woran bald naturwissenschaftliche und psychologische Studien sich angeschlossen hatten. Das Bedürfnis, in Überwindung der herrschenden materialistischen Weltauffassung zu einer Versöhnung wissenschaftlicher und religiöser Denkweise vorzudringen, hatte ihn in einer Zeit der Verzweiflung an der Philosophie der Zeitgenossen und an dem damals erneuerten Kantischen Kritizismus zunächst zu Schopenhauer geführt, von dem er später schrieb, daß sein Pessimismus bei ihm „auf eine verwandte Saite stieß, ganz zu der niedergedrückten Stimmung paßte, in der ich mich damals befand, und seine Lehre von der Willensverneinung und was damit zusammenhängt, mich im Innersten erschütterte“. Es ist so bezeichnend für den Menschen Drews, was ihn an Schopenhauer anzog, daß die Worte, mit denen er dies später in seiner Selbstbiographie (im V. Band der bei **F. Meiner** herausgegebenen „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen“, 1924) schilderte, nach der charakterlichen Seite geradezu auf ihn selbst zutreffen: „Durch Schopenhauer empfing mein metaphysisches Bedürfnis zum ersten Male eine vorläufige Befriedigung. Sein ungeheurer Ernst, seine großartige Aufrichtigkeit, seine tapfere Gesinnung, die, unbekümmert um die Meinung der Menschen, die Dinge beim rechten Namen nennt und sagt, was jedesmal gesagt werden muß, hob sich leuchtend ab von dem, was ich sonst in dieser Beziehung um mich herum wahrte. Vor allem aber: er erschloß mir das innerste Wesen der Religion, lehrte mich den Sinn der Heiligkeit, Askese, das Wesen des Mönchtums usw. verstehen und brachte Saiten in mir zum Erönen, die bisher noch nicht geklungen hatten.“ Die Widersprüche, auf die er aber auch in Schopenhauers philosophischem Werk aufmerksam geworden war, wurden ihm endgültig beseitigt durch die Kenntnisaufnahme von **E. v. Hartmanns** „Philosophie des Unbewußten“, von der er „die entscheidende Wendung seines Lebens“ empfing. „Alle Fragen, die mich bisher umdrängt, alle Schwierigkeiten der Weltanschauung, die mich bisher beunruhigt hatten, schienen mir hier ihre Lösung gefunden zu haben ... Die ‚Philosophie des Unbewußten‘ wurde mir geradezu zur Bibel. Sie wurde immer wieder von mir gelesen und in allen philosophischen Fragen zu Rate gezogen.“ Als Drews nach dem Studium weiterer Werke Hartmanns den Weg zu ihm selbst fand, von ihm aufs freundlichste aufgenommen wurde und als willkommener Gast die geistigen Anregungen des Hartmannschen Hauses empfangen durfte, führte dies dazu, daß ihm die Philosophie endgültig zum Lebensberuf wurde, und daß „Philosophie“ für Drews endgültig diejenige **E. v. Hartmanns** bedeutete. Wie

derum ist es für seine unbedingte, klar entschiedene Art ungemein bezeichnend, daß die durch Hartmann vermittelte Einsicht, daß er auf dem Gebiete der Dichtung nicht zu gleich hohen Leistungen befähigt sei wie auf dem der Philosophie, dazu führte, daß er „von Stund an keinen Vers mehr schrieb“ (so sehr er der Dichtung, besonders religiöser Gedankendichtung zugehen blieb!): „Mein Sinn war auf das Höchste gerichtet.“

Was war es nun, was Drews an der Philosophie Hartmanns in diesem hohen Maße als Befreiung von philosophischen Zweifeln, als philosophische Erlösung empfand? Zunächst sah er hier auf erkenntnistheoretischem Gebiet — nach der Überwindung des naiven Realismus des Alltagslebens durch die kritischen Bedenken, wie sie etwa von Locke, Berkeley und Hume erhoben worden waren, und nach Überwindung des dogmatischen Rationalismus der metaphysischen Systeme etwa eines Descartes und Spinoza oder des Leibnizianers Wolff durch Kants Kritik, der die Unmöglichkeit einer apriorischen, d. h. vernunftnotwendigen Erkenntnis von „Dingen an sich selbst“, der unmittelbaren Ergreifung eines Bewußtseinsseitigen, eines „Transzendenten“ aufgezeigt hatte — nun bei Hartmann den ersten entschiedenen Versuch, den durch Kant und seine Erneuerer entwickelten Formen eines „transzendentalen“ Idealismus zu entgehen, d. h. einer Auffassung, nach der der Mensch niemals die Wirklichkeit zu erkennen vermag, sondern bei jedem Erkenntnisversuch und bei aller Forschung immer nur seine eigenen Erkenntnisweisen erfasst, immer nur eingesponnen bleibt in das Netz von Begriffen und Anschauungen, das er um sich ausgespannt hat, so daß alle Philosophie schließlich aufgeht in Erkenntnistheorie, ohne mehr über sie hinauszukommen. Demgegenüber verteidigte E. v. Hartmann das Recht eines „transzendentalen Realismus“, die Möglichkeit, von der anschaulichen und logischen Beschaffenheit des Erkennens auf die Beschaffenheit der Wirklichkeit hypothetisch zu schließen, einer Wirklichkeit, die in diesen anschaulichen und logischen Bewußtseinsformen sich nur spiegelt; er zeigte, daß ein solcher transzendentaler Realismus durch die bisherigen Richtungen der Erkenntnistheorie nicht widerlegt sei und versuchte darzutun, daß er, wenn auch so wenig streng beweisbar wie andersartige erkenntnistheoretische Anschauungspunkte, so doch der geeignetste unter ihnen sei, mit unserem Alltag ebenso wie mit den Ergebnissen der Wissenschaft und den Bedürfnissen unseres Wertlebens in bestem Einklang. Dieser transzendentaler Realismus bedeutete aber nun für Hartmann zugleich den Ausgangspunkt für eine konstruktive Wirklichkeitsdeutung, eine neue Metaphysik, die aus den inhaltlichen Gegebenheiten des menschlichen Bewußtseins vermutungshaft zurückschließt zunächst auf die unbewußten Erkenntnisfunktionen der menschlichen Seele, aus denen jene erst entstehen, dann aber weiter auf die unbewußten Gestaltungskräfte der Wirklichkeit, der Welt, der auch diese Seele als ein bestimmter Weltbereich angehört. Daß aus einem letzten unbewußten und unbewußten Weltgrund alle Erscheinungswelt hervorgehe und deshalb in geordneter Form hervorgehe, weil dieser unbewußte Weltgrund in Wahrheit unbewußte Vernunft sei; daß sich daraus die Aufgabe der Philo-

sophie als Metaphysik ergebe, mutmaßend in spekulativer Konstruktion die Entfaltung dieses unbewußt-vernünftigen Weltgrundes (der zugleich eins ist mit dem unbewußten Willen) zu seiner Verwirklichung in der Gesamtheit aller Erscheinungs- oder Bewußtseinsgegebenheiten darzustellen, in die dieser unbewußte Vernunftwille nirgends hineinragt und daher auch nicht unmittelbar erfasst oder „erlebt“ werden kann — das war der Kernpunkt des philosophischen Systems E. v. Hartmanns. Damit war dieser der Vollender und letzte selbständige Nachfahre der Spekulation Schellings, Hegels und Schopenhauers, der dabei ebenso ohne die vermeintliche „intellektuelle Anschauung des Absoluten“ der beiden ersten auskam, wie er die Aflut überwand, die zwischen dem blinden Willen zum Leben und der ideenmäßigen Vernunftformung seiner Erscheinungsweisen bei letzterem bestand. Hartmann war zugleich nicht bei erkenntnistheoretischer Grundlegung und metaphysischer Konstruktion stehen geblieben, sondern hatte die Gesamtheit der Wissenschaften — insbesondere die Naturwissenschaft, für die seine Philosophie eine dynamistische Auffassung des Anorganischen und eine vitalistische des Organischen bedingte — unter Berücksichtigung des damals neuesten Forschungsstandes und weiterhin alle Lebens- und Wertgebiete philosophisch ausdeutend in seine Untersuchungen einbezogen; nur die Geschichtsphilosophie war unausgeführt geblieben.

Diese Philosophie also war es, die Drews mit höchster Begeisterung ergriff — man kann sagen: von der er ergriffen wurde, und als ein in seinem Denken durchaus einheitlicher Mensch bis in alle Tiefen und bis in die letzten Oberflächenäußerungen seiner Persönlichkeit ergriffen wurde —, und die ihn von der philosophischen Einstellung zugleich mit dem ganzen Feuer innerer Überzeugung, dessen er fähig war, zu einer bestimmten darin eingeschlossenen religiösen führte, zu einem Pantheismus, der mit der Welt zugleich das eigene menschliche Wesen als Erscheinung und Selbstverwirklichung Gottes faßt, aus der die sittlichen Aufgaben des Menschenlebens sich ergeben, und in der sie ihre tiefste Begründung finden.

Schon vor seiner Habilitation war Drews, ganz durchdrungen von dem Wahrheitsgehalt dieser Lehre und erschüttert davon, welche geringen Widerhall sie nach anfänglich höchster öffentlicher Beachtung bei den zeitgenössischen Philosophen vor allem auf deutschen Lehrstühlen gefunden hatte, entschieden für die Philosophie seines Meisters eingetreten („E. v. Hartmanns Philosophie und der Materialismus in der modernen Kultur“, 1889). Später stellte er sie anlässlich des 60. Geburtstags des Philosophen ausführlich dar („E. v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß“, 1902, 2. Ausgabe 1906), und als auch dies bei der „amtsförmlichen Philosophie“ kein Echo weckte, wandte er sich in einer kurzen Schrift an den philosophischen Nachwuchs („Das Lebenswerk E. v. Hartmanns. Den deutschen Studenten der Philosophie gewidmet“, 1907), „als Abschiedsgruß gleichsam für den verehrten Meister“, der 1906 gestorben war.

Bei Drews' Wesensart war es selbstverständlich, daß seine zahlreichen philosophiegeschichtlichen Untersuchungen nicht nur historische Forschungen waren, sondern

eine Auseinandersetzung mit Denkern und Gedankengängen vom Standpunkt der Hartmannschen Philosophie des Unbewußten aus, welche die Auswahl seiner Gegenstände ebenso bestimmte wie Auffassung und Darstellung. Vom Altertum bis zur Gegenwart reichen diese philosophiegeschichtlich-kritischen Untersuchungen. Er schreibt eine „Geschichte des Monismus im Altertum“ (1913), die nicht nur, wie üblich, die antike Philosophie, sondern zuvor die Anschauungen der Naturmenschen und den chinesischen und indischen Monismus berücksichtigt. In dem Werk „Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung“ (1907) stellt er die Lehre des ersten Philosophen des Unbewußten dar, der ihm als der bedeutendste Philosoph des Altertums gilt. Er sucht „Kants Naturphilosophie als Grundlage seines Systems“ (1894) aufzuzeigen im Gegensatz zu der Zeitströmung, die die Erkenntnistheorie als diese Grundlage betrachtete. Nachdem schon seine in Halle vorgelegte, E. v. Hartmann gewidmete Doktordissertation (1889) die „Lehre von Raum und Zeit in der nachkantischen Philosophie“ als „Beitrag zur Geschichte der Erkenntnistheorie und Apologetik der Metaphysik“ behandelt hatte, stellte gleich das nächste Werk „Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes“ (zwei Bände, 1893) das religionsphilosophische Grundproblem dieser Epoche in den Mittelpunkt. Da er in dieser nachkantischen spekulativen deutschen Philosophie die eigentlichen Vorläufer E. v. Hartmanns, wenn auch durch allerlei störende Zutaten belastet, fand, ist es verständlich, daß er mit ihnen in besonderem Maße sich beschäftigte. So hat er Schellings Münchener Vorlesungen (1902) und Hegels Religionsphilosophie (1905) mit Einführungen und Erläuterungen herausgegeben und zu der dreibändigen Schellingausgabe von Otto Weiß (1907) das Geleitwort geschrieben. Eine ausführliche Darstellung und Kritik widmet er „Nietzsches Philosophie“ (1904), die er aus einheitlichem Gesichtspunkt zu erfassen sucht, um sie zugleich in ihrer Grundrichtung als das eigentliche Widerspiel der Hartmannschen abzulehnen. Ein Auftrag für die Sammlung Götschen gibt ihm Gelegenheit, die „Philosophie des 19. Jahrhunderts in ihrem ersten (1912, 2. Auflage 1920), zweiten (1913, 2. Auflage, 1923) und letzten Drittel“ (1920) sowie die „Philosophie der Gegenwart und des Auslandes“ (1922) knapp und in klaren, scharfen Formeln, dabei doch stets kritisch und temperamentvoll zu behandeln.

Neben seinem philosophiegeschichtlichen Werk entfaltet sich das systematischen Problemen gewidmete, die eigenen Untersuchungen Drews' zu philosophischen Grundfragen. Dies beginnt in seiner Frühzeit mit einer Erörterung des Subjektproblems, für ihn der Kernfrage nach dem Verhältnis des Bewußten zum Unbewußten, in der Schrift „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Eine Einführung in die spekulative Philosophie“ (1897), die zugleich eine Philosophie der Psychologie sein sollte, wie er sie dann viel später ausführlich zum Gegenstand seiner „Psychologie des Unbewußten“ (1924) machte. Neben der Schrift über das „Ich“ als seinem metaphysischen Hauptwerk steht die „Einführung in die Philosophie. Die Erkenntnis der Wirklichkeit als Selbsterkenntnis“

(1921) als sein erkenntnistheoretisches, in dem er die Doppelfrage, „wie muß die Erkenntnis gedacht werden, um Erkenntnis des Wirklichen sein zu können, und wie muß die Wirklichkeit gedacht werden, um Gegenstand der Erkenntnis sein zu können“, im Geiste E. v. Hartmanns unter Auseinandersetzung mit den verschiedensten geschichtlich aufgetretenen erkenntnistheoretischen Richtungen beantwortet. Zugleich wendet er hier einen schon früher (in der Hegel-Ausgabe und im Plotin-Buch) bei ihm aufgetauchten Gedanken auf die Kritik der bisherigen Geschichte des Erkenntnisproblems allgemein an, daß nämlich in den verschiedenen Formen der „idealistischen“ Philosophie bei der Wendung vom „Denken des Ich“ (insbesondere im „cogito ergo sum“) die Verwechslung zweier sinnverschiedener, sprachgleicher Genetive vorliege: der objektive Genetiv („der Gedanke, den ich von mir habe“) werde vertauscht mit dem subjektiven Genetiv („das Subjekt des Denkens“). Der nochmaligen Begründung der Möglichkeit einer Metaphysik und der Abwehr der nach dem Krieg größere Verbreitung gewinnenden Lehre Rudolf Steiners und ihres Versuchs einer außerphilosophischen Erkenntnis des Absoluten gilt die Schrift „Metaphysik und Anthroposophie in ihrer Stellung zur Erkenntnis des Übersinnlichen“ (1922). Auch sein großes „Lehrbuch der Logik“ (1928), das die Grundlehren der klassischen Logik in geschlossener Darstellung zusammenfaßt, ist in der erkenntnistheoretischen Grundlegung aus der Philosophie E. v. Hartmanns hervorgewachsen.

Die entscheidende Seite der Metaphysik war für Drews aber stets die religiöse, der er schon im Todesjahr Hartmanns das ausführliche Werk „Die Religion als Selbst-Bewußtsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion“ (1906, 2. Auflage 1925) widmete, das vielleicht als sein philosophisches Hauptwerk angesehen werden darf. Auch sein einführender Aufsatz „Die verschiedenen Arten des Monismus“ in dem von ihm herausgegebenen Sammelwerk „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter“ (2 Bände, 1908), darf als Versuch einer Richtungsweisung auf dem Gebiet der philosophisch begründeten religiösen Weltanschauung hier genannt werden. Schon während des Krieges sah Drews das religiöse Problem auch in seinem Zusammenhang mit der Wesensart eines Volkes und wies darauf hin, daß die Religion des deutschen Menschen dieser seiner Wesensart gemäß sein müsse; der kleinen Schrift „Freie Religion. Vorschläge zur Weiterführung des Reformationsgedankens“ (anlässlich der 400-Jahrfeier der Reformation 1917 erschienen, 3. Aufl., 1921, mit dem Untertitel „Gedanken zur Weiterführung und Vertiefung der Religion für die Gottsucher unserer Tage“), die ein freireligiöses „Glaubensbekenntnis“ enthält, trug schon bei ihrem ersten Erscheinen als bezeichnendes Geleitwort den Satz Lagardes: „Es muß alles getan werden, eine Deutschland eigentümliche Gestaltung der Religion zustande zu bringen.“ Hier wies Drews darauf hin, daß die einzige Möglichkeit einer gemeinsamen deutschen Religion in dem Hinausgehen über die beiden christlichen Kirchen liege, deren Trennung auch das deutsche Volk weltanschaulich zerreiße, und in der „Aufhebung ihrer religiösen Wahrheit in einem höheren dritten Standpunkt“.

Noch in den letzten Lebensjahren galten drei Schriften den religiösen Grundfragen und der Herbeiführung einer gemeinsamen deutschen Religion, die Vorträge „Gott“ (1930) und „Das Wort Gottes. Zur religiösen Lage der Gegenwart“ (1933) und das letzte Werk des Philosophen, das als sein Vermächtnis betrachtet werden darf: „Deutsche Religion (Grundzüge eines Gottesglaubens im Geiste des deutschen Idealismus)“ (1935). Sein Lieblingsgedanke, daß das von ihm aus den Äußerungen unserer Denker und Dichter zusammengestellte „Deutsche Gotteswort“, das eine Art von religiösem Hausbuch werden sollte, im Buchhandel erscheinen möchte, hat zu seinen Lebzeiten keine Verwirklichung mehr gefunden.

Eine wesentliche Ergänzung seiner philosophischen Betätigung, die man im ganzen als ein Wirken für die Philosophie E. v. Hartmanns und als Durchführung ihrer Grundgedanken in der Erkenntnistheorie, Psychologie, Logik und Religionsphilosophie sowie auf umfassende Kapitel der Philosophiegeschichte kennzeichnen kann, war bei Drews von Anfang an seine Liebe zur Musik, insbesondere seine tiefe Verehrung für Richard Wagner, die schon zu Beginn seiner Studienjahre bestand, in denen während der Münchener Zeit der Besuch einer Parsifal-Aufführung in Bayreuth zum starken Erlebnis wurde. Die musikalische Ausdeutung einer Gedankendichtung war es, was bei Wagner ihn vor allem anzog. Auch in ihr findet er bald die Grundzüge der Hartmannschen und nun seiner eigenen Philosophie wieder. Schon 1898 behandelt er die philosophischen Probleme des Nibelungenringes in Karlsruher Privatvorlesungen, in denen er zu zeigen sucht, daß dieses Musikdrama „ursprünglich im Sinne Ludwig Feuerbachs entworfen und nur später im Schopenhauerschen Sinne umgedacht sei, woraus sich manche Unstimmigkeiten und Widersprüche der Handlung erklären“. Indem er die Idee des Ringes „aus einer Art Vereinigung von Segelscher Vernunft- und Schopenhauerscher Willensmetaphysik“ entwickelt, wird sie ihm zu einer dichterischen Vorwegnahme der Philosophie des Unbewußten. Den ersten Niederschlag dieser Gedanken enthält „Der Ideengehalt von R. Wagners ‚Ring des Nibelungen‘ in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie“ (1898). Nach mancher erneuten Bearbeitung, die für regelmäßig wiederkehrende Vorlesungen fruchtbar gemacht wurden, erschien die ausführliche, die ganze Entwicklung Wagners und das ganze musikh dramatische Werk wie seine philosophischen, religiösen und politischen Anschauungen und die darauf bezüglichen Schriften eingehend würdigende Darstellung: „Der Ideengehalt von Richard Wagners dramatischen Dichtungen im Zusammenhang mit seinem Leben und seiner Weltanschauung (nebst einem Anhang: Nietzsche und Wagner)“ (1931), die sich zugleich auf das entschiedenste für die Kulturbedeutung Wagners für das deutsche Volk einsetzte. Diese geistige Biographie Richard Wagners mit ihrer Erhellung der gedanklichen Hintergründe seines Schaffens und des inneren Aufbaus und Zusammenhangs seiner Werke ist so zugleich ein Beitrag zur Volkserziehung auf dem Gebiete der Kunst, der seine stärkste Wirkung noch vor sich haben sollte. Das religiöse Problem beschäftigte ihn auch hier am stärksten und führte zu einer besonderen

Auseinandersetzung in dem Vortrag „Richard Wagners ‚Parsifal‘ und das Christentum“ (1933).

So verschiedenartig auf den ersten Blick Drews' Arbeitsgebiete aussehen, so eng sind sie in Wahrheit miteinander verknüpft und so fest sind sie durch wenige Leitgedanken verbunden. Wagners Musik ist ihm gespielt und gesungene Philosophie und zwar Hartmannsche Philosophie. Und von den mythologischen Hintergründen des Nibelungenrings wurde Drews zur eigenen Beschäftigung mit germanischer Mythologie geführt, darin bestärkt durch das Bekanntwerden mit der „Deutschen Mythologie“ des Isländforschers Paul Hermann, der selbst durch Wagner angeregt worden war. Drews las seit 1907 über germanische Mythologie, war aber bald genötigt, die gesamte indogermanische und zum Vergleich weiterhin die semitische Mythologie mit einzubeziehen. Dies führte ihn auf das religionsgeschichtliche Schrifttum über Jesus und über das Urchristentum, auf die Untersuchung der hier sich darbietenden mythologischen Bestandteile der frühchristlichen Urkunden, Erzählungen, Lehren und damit zu dem für sein weiteres Schaffen ebenso wie für sein Leben so folgenschweren Versuch, die Entstehung des Christentums im Anschluß an die Entstehung eines Mythos und des an ihn sich angliedernden Kultes und nicht im Anschluß an das Wirken einer geschichtlichen Persönlichkeit zu erklären. „Die Christusmythe“ (1909) war zunächst hervorgegangen aus dem Entschluß, „einmal alle Gründe zusammenzufassen, die mir gegen die Geschichtlichkeit Jesu zu sprechen schienen, und sei es auch nur, um die bisher von theologischer Seite viel zu leicht genommenen Probleme zur erneuten wissenschaftlichen Erörterung zu stellen“. Eine Ergänzung bildete „Die Petruslegende“ (1910, völlig umgearbeitete Auflage 1924). Entgegen der Erwartung des Verfassers schlug die „Christusmythe“ auf das stärkste ein, rief eine Fülle von Gegenschriften hervor und führte Anfang 1910 zu dem „Ersten Berliner Religionsgespräch“, in dem neben Drews Anhänger und Gegner der Geschichtlichkeit Jesu sprachen (das Protokoll der Reden unter dem Titel „Hat Jesu gelebt?“ 1910), dem 1911 ein zweites Religionsgespräch sowie in diesen und den folgenden Jahren eine große Zahl von Vorträgen folgten, die Drews in zahlreichen deutschen Städten hielt. Hatte er anfangs nach eigener Äußerung damit gerechnet, es möge sich ein entscheidender Grund für die Geschichtlichkeit Jesu finden lassen, für welchen Fall er zu einer Zurücknahme seiner Auffassung entschlossen war, so befestigte sich in ihm bald die Überzeugung, daß dieser Beweis nicht geführt werden könne. Er ergänzte die „Christusmythe“ durch einen zweiten Teil, „Die Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu. (Eine Antwort an die Schriftgelehrten mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Methode)“ (1911), der später in die völlig umgearbeitete zweite Auflage der Christusmythe (1924) miteinbezogen wurde. Von den verschiedensten Seiten her suchte er weiterhin die gewonnenen Ergebnisse über die Entstehung des Christentums zu unterbauen und zu erweitern. An die Stelle eines geplanten großen Werks über die Ungeschichtlichkeit Jesu traten eine Reihe von Einzelwerken, die alle seine Teilgebiete gesondert behandelten. „Das Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu“ (1921, 2. Auf-

lage 1928) sollte zeigen, daß dieser evangelische Bericht, der als der älteste und naivste galt, ein Ergebnis urchristlicher Gelehrsamkeit sei, das teils den Weisungen des alten Testaments, teils dem Sternenhimmel in Form eines Mythos seine Angaben und insbesondere auch die Reihenfolge seiner Erzählungen entnehme. Die Unvertrautheit der meisten Leser mit den astralmythologischen Vorstellungen und Gedankengängen führte Drews zu einer allgemeiner gehaltenen Darstellung dieses Wissensgebiets: „Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie“ (1923). Den Abschluß der Untersuchungen über die Ungegeschichtlichkeit Jesu bilden „Die Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus“ (1924) und „Die Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu in Vergangenheit und Gegenwart“ (1926). Das erste dieser beiden Bücher versucht zu zeigen, wie die Gedanken der Heilserwartung und des leidenden Gottesknechts in der vorchristlichen jüdischen Gnosis entstehen und in das werdende Christentum eingehen, in dem die Umsetzung des mythischen in den geschichtlichen Christus die Rolle eines Beweismittels für Glaubensüberzeugungen spiele, daß überhaupt alle wesentlichen christlichen Gedanken in der Umwelt seiner Entstehung schon vorhanden gewesen seien, so daß das Wesen des Christentums weder in einer neuen Gotteslehre noch in einer neuen Sittlichkeit, sondern „einzig und allein darin“ bestehe, „daß es die im Judentum nach der babylonischen Befangenschaft vorhandenen und durcheinandergärenden religiösen Ideen in einen einzigen Brennpunkt gesammelt und die mangelnde Heilsgewißheit dieser Ideen, vor allem derjenigen der persönlichen Unsterblichkeit, durch sein angeblich geschichtliches Christusbild in vermeintlich unerschütterlicher Weise begründet hat“ (S. 380). Das zweite Buch enthält die Darstellung der in verwandter Richtung zielender Untersuchungen anderer Forscher in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Eine kurze Zusammenfassung von Drews' Standpunkt gibt der Vortrag „Hat Jesus gelebt“ (1928, 2. Aufl. 1929). Eine Ergänzung in bezug auf eine Sonderfrage, die in das Werden des Christentums hineinspielt, nämlich bezüglich der verschiedenen geschichtlichen Formen des Mythos von der Jungfrau-Mutter, bietet die „Marienmythe“ (1928), zugleich der Abschluß seiner mythologischen Forschungen. Bei der Ausführung seines Lieblingswunsches, in einem großen zusammenfassenden Werk die germanische Mythologie in ihrem Zusammenhange mit der indogermanischen (arischen) von seinem, die astralmythologischen Fragen mitberücksichtigenden Standpunkte aus darzustellen, hat der Tod ihm die Feder aus der Hand genommen.

Die Bündigkeit der Einzelheiten in Drews' astralmythologischen und ideengeschichtlichen Darlegungen über die Entstehung des Christentums kann hier nicht erörtert werden. Über das Grundsätzliche der Beweisführung ist zu sagen, daß Drews natürlich nicht in strenger Weise bewiesen hat oder beweisen kann, daß Jesus nicht gelebt hat, sondern daß er die Beweislast für das Gegenteil den Theologen zuschiebt und zu zeigen sucht, daß die verfügbaren Tatsachengrundlagen für diesen geschichtlichen Daseinsbeweis unzureichend seien, und daß die von ihm namhaft gemachten re-

ligions- und philosophiegeschichtlichen und insbesondere astralmythologischen Gesichtspunkte zur Erklärung der Entstehung und des wesentlichen Inhalts der frühchristlichen Urkunden und der ersten geschichtlichen Wirkung des Christentums genügen, so daß die Annahme einer Stifterpersönlichkeit überflüssig sei. Wie man auch über die Beweiskraft dieser Untersuchungen denken mag — sie bedürfen bei ihren schwerwiegenden Folgerungen der sorgsamsten Nachprüfung von sehr verschiedenen Seiten her, und es wird nicht allzuviel Menschen geben, die die gesamten Tatsachengrundlagen und das ideengeschichtliche Wissen auf so verschiedenen Gebieten wie Philologie, Religions- und Philosophiegeschichte, Mythologie und antike Astronomie ausreichend beherrschen, die auf den verschlungenen und verworrenen Pfaden der jüdischen, heidnischen und christlichen Gnosis, im Alten und Neuen Testament, am Sternenhimmel und in seiner mythologischen Ausdeutung so zu Hause sind, daß sie hier ausschlaggebend mitreden können — so kann doch kaum ein Zweifel sein, daß das Recht und die Notwendigkeit einer mit der vollen Schärfe der Quellenkritik und mit einer alle Möglichkeiten ernsthaft erwägenden Unvoreingenommenheit arbeitenden wissenschaftlichen Erforschung der Entstehungsgeschichte des Christentums durch die Arbeiten von Drews in das hellste Licht gerückt wurde, und daß er beachtenswerte und zuvor nicht ausreichend gewürdigte Gesichtspunkte hierzu beige-steuert hat. Seine oder auch die von wissenschaftlich-theologischer Seite kommenden religionsgeschichtlichen Forschungen von vornherein als „liberalistisch“ abzutun, bedeutet natürlich nur den Mißbrauch eines Schlagworts, das für ganz andere Einstellungen mit Recht geprägt worden ist, zur bequemen Beseitigung eines unbequemen Gegners in den Augen der Unkundigen. Nach der menschlichen Seite wird man anerkennen müssen, daß Drews den Kampf gegen eine Welt von Feinden aus den verschiedensten Lagern, den seine stets feurig vorgetragenen und verteidigten Anschauungen ihm einbrachten, tapfer und unbeugsam, unter Verzicht auf jede Verschleierung, auf jedes unwahrscheinliche Zugeständnis durchgeführt und die Folgen für sein persönliches Leben mannhaft getragen hat. Für Drews hatten übrigens diese Untersuchungen über die Ungegeschichtlichkeit der Person Jesu und über die Entstehung des Christentums zweifellos niemals nur geschichtliche und kritische Bedeutung. Überzeugt davon, daß die Lehre von dem stellvertretenden Sühnetod des als „Mittler“ menschgewordenen Gottessohns zur Erlösung der Menschheit das Kernstück des Christentums sei, überzeugt davon, daß diese Lehre, wörtlich und ernst genommen, dem religiösen Bedürfnis des deutschen Menschen der Gegenwart keine Befriedigung zu geben vermöge, und daß das dieses historischen Kernstücks beraubte Christentum, daß insbesondere das Bild der „liberalen“ protestantischen Theologie vom Menschen Jesus hierzu erst recht nicht in stande sei, sah Drews in seinen religionsgeschichtlichen Forschungen eine notwendige Reinigungsarbeit auf religiösem Gebiet, um den Boden für eine Gottesauffassung zu bereiten, die Gott im wahren Selbst des Menschen sucht und die Aufgabe des Menschen in der Verwirklichung dieser in ihm selbst, in seinem geistlichen und sittlichen Wesen sich regenden Vernunft er-

blickt, so wie er sie in der „Religion als Selbst-Bewußtsein Gottes“ und zuletzt in der „Deutschen Religion“ dargestellt hat. Gerade weil man jeder um religiöse Fragen bemühten Untersuchung von Drews anspricht, daß es ihm — trotz der Schärfe, mit der er oft mit Begnern abrechnet, und vielleicht gerade wegen dieser Schärfe — zutiefst ernst gewesen ist um die Dinge des Glaubens, gerade weil man merkt, daß hier ein Mensch nicht kühl und „über der Sache stehend“ über Religion „philosophiert“ wie so manche akademische „Religionsphilosophie“, soll ein grundsätzliches Bedenken nicht zurückgehalten werden. Es scheint mir, daß bei Hartmann wie bei Drews, deren Philosophie doch dem Unbewußten zu seinem Recht verhelfen will und damit den schöpferischen Kräften der Wirklichkeit, deren Ergebnis erst die sichtbare Weltgestaltung wie der Aufbau der Innenwelt des menschlichen Bewußtseins ist, daß bei ihnen eine konstruierende Spekulation den Mitteln des Bewußtseins, und zwar gerade einer bestimmten, nämlich der verstandesmäßig-logischen Seite dieses Bewußtseins zu viel an eindeutiger Bestimmungsmöglichkeit zutraut bei dem Versuch der Erfassung dieser Wirklichkeit und damit bei der Erfassung Gottes und der Beziehung des Menschen zu Gott. Auch auf der Grundlage der Auffassung von der für menschliches Bewußtsein „unbewußten“ und „überbewußten“ schöpferischen Wirklichkeit sind nicht alle Folgerungen zwingend, die hier in bezug auf das Wesen Gottes und in bezug auf den Sinn des Glaubens ausgesprochen werden. Drews hat mit Hartmann gelehrt, daß eine Metaphysik nur hypothetisch sein könne, aber er war überzeugt, daß es nur eine folgerichtige Hypothese für den Menschen gebe, und daß er diese besitze. Auch das Verhältnis des überzeitlichen Sinns der christlichen Glaubenshaltung, etwa des Gotteskindschaftsgedankens oder des Gedankens der Erlösung von der Schuld, zu der geschichtlichen Tatsächlichkeit der Erzählungen der Evangelien ist nicht so eng, wie dies Drews erscheint, daß mit der zweiten der erste notwendig dahinfallen müßte. Die Entscheidung zwischen einer mehr theistischen und einer pantheistischen Glaubensüberzeugung erscheint hier zu stark mit historischem verknüpft. Gegenüber dem von ihm selbst einmal angeführten Fichteschen Wort, daß nicht das Historische, sondern nur das Metaphysische selig mache, hält Drews für das Christentum daran fest: „Die Glaubensgewißheit ist im Christentum — geschichtliche Gewißheit.“ (Entstehung des Christentums, 1924, S. 379.) Bei der allzuengen Verbindung des Religionsphilosophischen und Religiösen mit dem Religionsgeschichtlichen bleibt bei Drews auch außer Betracht, was die Ausdrucksform religiöser Symbole auch unabhängig von ihrer Entstehungsweise und ihrer Geschichte für einen Menschen, für ein Volk zu bedeuten vermag.

Ein an Arbeit und Leistung überreiches Leben haben wir überschaut, von dessen Ertrag hier nur die selbständig erschienenen Schriften berücksichtigt wurden, zu denen noch eine große Zahl von Zeitschriftenaufsätzen und oft inhaltreichen Bücherbesprechungen hinzukommen sowie zahlreiche Vorträge, in denen Drews seine Anschauungen vertreten hat. Beim Rückblick überrascht der Umstand, wie geradlinig es in geistiger

Beziehung verlaufen ist, wie früh — im Grunde schon bei dem Dreiundzwanzigjährigen — die Leitgedanken dieses Werkes festliegen, so daß es weiterhin im wesentlichen nur „Entfaltung“, „Auswicklung“, aber keine „Entwicklung“, keinen Wandel mehr gibt. Von dem, was dieses Leben an Hoffnungen, Beglückungen, Enttäuschungen barg, gibt die erwähnte Selbstdarstellung (1924) ein lebendiges Bild. Freude kam in dieses entsagungsvolle Forscherleben außer durch die Befestigungen des philosophischen Ringens und die Daseinserhöhungen durch Musik und Dichtung vor allem durch sein glückliches Familienleben, in der Frühzeit durch die Freundschaft mit Eduard von Hartmann, späterhin mit manchen verständnisvollen Weggenossen, von der auch Buchwidmungen Zeugnis ablegen; auch sein Wirken bei Freunden der Kunst Richard Wagners und in freireligiösen Kreisen wird ihm manche Freude gewährt haben. Der Widerhall seiner wissenschaftlichen Bemühungen brachte, insbesondere bezüglich der wissenschaftlichen Wirkungsmöglichkeiten, nur Enttäuschungen. Sein natürlicher Platz wäre an einer deutschen Universität gewesen; keine hat ihn auf einen ihrer Lehrstühle geholt. Es kann Drews nicht verargt werden, wenn er zuweilen mit einer gewissen Bitterkeit seine Leistungen mit denen mancher Fachgenossen verglichen hat, die in ordentlicher Professur wirkten. Drews kannte die verschiedenen Umstände wohl, die eine auch äußerlich erfolgreiche Laufbahn trotz seiner Fähigkeiten und trotz seines in zahlreichen gründlichen philosophischen Werken erwiesenen Könnens verhindern haben. Die Unbedingtheit, mit der er sich ohne alle Einschränkungen der Philosophie E. v. Hartmanns ergeben hatte, die um die Jahrhundertwende noch ihres anfänglichen Publikumerfolgs halber als „Modephilosophie“ verschrien war und auch dann noch lange als eine „Außenleiter-Philosophie“ galt, die man wegen ihres spekulativ-metaphysischen Grundstocks als letzten Ausläufer einer überwundenen Art des Philosophierens betrachtete; der Gegensatz, der darin zutage trat, daß für Drews von seinem seitdem erkenntnistheoretischen und metaphysischen Standpunkt aus alle letzten Fragen grundsätzlich als gelöst galten, soweit eine solche Lösung überhaupt möglich war, während die zeitgenössischen Philosophen sich oft lieber einer vielverschlungenen „Problematik“ als dem Versuch einer Lösung der philosophischen Fragen ergaben — ein Gegensatz, der die Gefahren des „fertigen“ und des „werdenden“ philosophischen Systems zutage treten läßt —; gewiß auch der an Schopenhauer geschulte Kampfgeist und Kampftou, mit dem schon der junge Drews trotz Hartmanns Warnungen die „amtshöfliche Philosophie“ und ihre Vertreter in unbekümmerter und oft unnötiger Schärfe angriff, die erst im Alter eine gewisse Milderung erfuhr, wo Drews (in seiner Selbstdarstellung) selbst ein wenig den Kopf über jene kühnen Zusarenritte schüttelte; vor allem aber die Tatsache, daß Drews als Jünger des (trotz einiger Berufungen in seiner Frühzeit) außerhalb des Universitätslebens stehenden Hartmann keiner der philosophischen „Schulen“ an deutschen Universitäten angehörte, nicht unter der Obhut eines Ordinarius groß geworden, bei keinem Lehrstuhl durch Seminar- und Assistententätigkeit gegangen war, seit der Habilitation in Karlsruhe nun abseits an der ohnehin da-

mals in Universitätskreisen über die Schulter ange-
sehenen Technischen Hochschule faß, wohl auch bei fei-
ner Tagung engere Fühlung mit den in amtlicher
Stellung befindlichen Philosophieprofessoren herstellte:
dies alles stand ihm bei den Fachgenossen im Wege,
wenn es sich um Berufungen auf einen Lehrstuhl han-
delte. Bei den Behörden des Kaiserreichs war er
dann als der Verfasser der aufsehenerregenden Christus-
mythe unbequem, und in der Nachkriegsrepublik war
der konfessionell-politische Einfluß stark genug, daß
der mit zwei anderen zusammen für die Allgemeine
Abteilung der Technischen Hochschule in Karlsruhe be-
antragte neue Lehrstuhl für Philosophie als der ein-
zige nicht errichtet wurde, weil er mit keinem anderen
als Drews hätte besetzt werden können, so daß Karlsru-
he im Gegensatz zu fast allen anderen Technischen
Hochschulen Deutschlands ohne einen philosophischen
Lehrstuhl blieb. Sogar eine 1910 in Aussicht genom-
mene Berufung nach Bern war nicht zustande gekom-
men unter dem Eindruck des ersten Berliner Religions-
gesprächs, das einen Sturm der kirchlichen Presse in
der Schweiz gegen ihn erregt hatte.

So sehr Drews die Unabhängigkeit seiner Lehrtätig-
keit an der Technischen Hochschule gegenüber den
mancherlei Rücksichten schätzte, die an Universitäten zu
nehmen gewesen wären, so sehr vermisse er aber vor
allem, daß hier die eigentlichen Philosophiestudieren-
den fehlten, daß seine Wirkung sich auf die wenigen
Studierenden der Technik und einige des höheren
Lehramts für Mathematik und Naturwissenschaften
erstreckte, deren philosophisches Bedürfnis stark genug
war und denen das anstrengende Studium Zeit genug
ließ, zu philosophischen Vorlesungen und Übungen zu
kommen und dabei durchzuhalten. So fehlte es ihm wie
an der Einwirkung auf die heranwachsende philoso-
phische Generation im ganzen so auch an eigentlichen
Schülern. Nur wenige unter seinen Hörern haben sich
später der Philosophie zugewandt. Drews' bedeutend-
ster Schüler, Leopold Ziegler, blieb zum Schmerz sei-
nes ursprünglichen Lehrers nicht Hartmannianer im
engeren Sinn, sondern setzte sich, um eigene innere

Selbständigkeit zu erlangen, in seiner ersten großen
philosophischen Arbeit mit E. v. Hartmann kritisch
auseinander; erst nach dem Erscheinen seines „Gestalt-
wandels der Götter“ sah Drews neben den entstan-
denen Gegensätzen wieder Gemeinsamkeiten der Grund-
richtung und fand wieder freundliche Fühlung. Otto
Weiß, der Herausgeber der von Drews eingeleiteten
Schellingausgabe, war nach Drews' Mitteilung eben-
falls sein Schüler. Auch Mitstreiter für die Philo-
sophie Hartmanns fand er lange nur wenige, unter
denen sein Freund Wilhelm von Schnehen, der auch
in religionsphilosophischen Veröffentlichungen eine
ähnliche Richtung einschlug, wohl der bedeutendste
gewesen ist, dessen Darstellung der Philosophie
E. v. Hartmanns in Frommans Klassikern von Drews
hochgeschätzt wurde.

So ist er als akademischer Lehrer einen einsamen Weg
gegangen, als Philosoph fast ohne Widerhall, als
religionsgeschichtlicher Forscher und als Kämpfer eines
aus metaphysischer Spekulation hervorgegangenen
Pantheismus gegen einen vielstimmigen und meist
feindlichen Widerhall sich tapfer behauptend. Da muß
es ein seltsames Gefühl für ihn gewesen sein, in den
letzten Jahren seines Lebens, als ihm die Waffen aus
der Hand gewunden wurden, zu sehen, wie zugleich
mit dem erstarkenden deutschen Volksbewußtsein und
der Wiedererneuerung des deutschen Vaterlandes, dem
er stets bewußt mit seiner Arbeit dienen wollte, auch
philosophische Strömungen sich durchzusetzen begannen,
die mit der Philosophie E. v. Hartmanns vielfältige
Berührungen zeigen, und nach einer Zeit religiöser
Gleichgültigkeit, wie sie das öffentliche Leben Deutsch-
lands nach dem Krieg mit seinen ganz anderen Be-
strebungen und Beweggründen beherrscht hatte, auch
das Wiederaufflammen des geistigen Kampfes zu
sehen, dem er einen großen Teil seines Lebens gewid-
met hatte, — des Kampfes um eine dem deutschen
Wesen gemäße Form des religiösen Glaubens. Wie
sehr ihn gerade dies zuletzt noch bewegte, zeigt die
Widmung seines letzten Werkes: „Der jungen deut-
schen Reformation.“

Der Rhein, . . . ! Du mußt ihn bald einmal sehn, und wenn ich nicht so alt wäre, dann möchte ich
ihn mit dir sehn. Weißt du, der Rhein, das ist das Erhabenste, was wir haben. Die Saar, das
ist das Lebendige in unserem Land, und dieses Lebendige strömt der Mosel zu. Die bringt das ganze
Land mit zur Mosel, und die Mosel, die so schon wieder viel mächtiger und voller ist, trägt nun ihr
weiteres Land und weiteres Leben dem Rhein zu, und andere Flüsse tun das gleiche, auf beiden Ufern
tun sie es, und so ist es dann so, daß das ganze weite Land schließlich im Rhein lebendig ist und im
Rhein dahinströmt unter dem Himmel Gottes, unter der strahlenden Sonne und unter dem sanften
Mond und unter allen Sternen, weißt du: das ganze Land mit allem, allem, allem.

Aus dem Saarroman „Das wachsende Reich“ von Johannes Kirchweg.

Rolf auf der Flucht.

Schüler-Erzählung von Otto Smelin.

(Schluß.)

Unglücklicherweise vergaß ich am nächsten Tag, ihn zu fragen. Aber daß er sich nicht von selbst meldete und mir Bescheid sagte, schien meinen Verdacht zu bestätigen und bestärkte ihn jedenfalls. Zwei Tage später kam ich erst wieder in die Klasse und rief Rolf zu mir. Er sagte, er habe vergessen, es seiner Mutter zu sagen. Ich ließ ihn eine entsprechende Bemerkung in sein Aufgabenbuch schreiben und mir die Bemerkung vorzeigen. Dabei konnte ich nicht unterdrücken zu sagen, er sei doch sonst nicht so vergeblich. Auch diesmal war sein Verhalten von einer inneren Unsicherheit, die ich sonst an ihm nicht beobachtet hatte. Es wurde mir jetzt ganz deutlich. Sein Blick hatte den Ernst und die Tiefe wie sonst, aber er war überwächt von einer flackernden Unruhe. Auch die Hände fielen mir auf; es waren lange, knochige Knabenhände, die schon eine charakteristische Formung zeigten, so daß man sich die Männerhand schon vorstellen konnte, die einmal daraus werde; an diesem Tage aber waren sie unruhig, bewegten ihre Finger und wußten wie rastlose kleine Tiere nicht, wohin sie schlüpfen sollten, als wären sie scheu. Ja, wie der Junge so vor mir stand in seiner Unruhe, fiel mir plötzlich das schauerliche Bild meines Traumes wieder ein; ich sah den laufenden, vom Schrecken gejagten Knaben in der endlosen, grauen Vorstadtstraße und den gestikulierenden, rohen Menschenhaufen hinter ihm, der ihn verfolgte. Es war genau das Bild, das mir dieser wirklichen Lage zu entsprechen schien. Ich kam mir auch genau so hilflos vor, wie ich mir in meinem Traume vorgekommen war. Es wäre alles darauf angekommen, den Schrei auszustossen, diesen gellenden, aufschreckenden Schrei, diese Kunde aus einer anderen Welt, die alle gespannte Starre zerbrochen hätte und uns aufgeweckt hätte zur Klarheit. War nicht diese Knabenseele in einen bösen Traum, in irgendeine verworrene Zilslosigkeit verstrickt, zugedeckt von einer Ohnmacht, die der des Schlafes gleich? Waren nicht oft genug auch in ganz ähnlicher Weise wir Erwachsene das Opfer solcher dumpfen Verstrickungen in dunklen Irrgängen, ahnend zwar, daß es eine Befreiung gab, daß es einen Stoß, einen Schrei ins Freie gab, aber doch nicht begabt, ihn zu finden, und ausgeliefert einer Schickung aus einer anderen Welt, die den Schrei für uns ausstieß, daß er uns plötzlich verwandelte und erweckte? So blieb mir auch hier nur wenig zu tun und nur ganz aufmerksam zu sein, um nichts zu überhören und zu übersehen, das uns helfen konnte. Vielleicht ahnte sogar der Knabe in seinen tiefsten und innersten Bezirken, daß ich jetzt mit ihm verbunden war und gewissermaßen neben ihm herrannte durch die düstere, endlose StraÙe. Ich konnte

dies aus einer Kleinigkeit schließen, die ich gleich berichten will.

Zuvor muß ich sagen, daß ich am folgenden Tag vergeblich auf den Bescheid von Rolf wartete. Ich mahnte absichtlich nicht und tat diesmal, als habe ich es vergessen. Am selben Tage war auch meine Sprechstunde; es kam niemand. Ich sprach nun mit dem Klassenlehrer, einem wohlmeinenden älteren Herrn, der ausgezeichneten Unterricht erteilte und als sehr streng und gerecht bekannt war, aber eben doch auch gewisse Eigentümlichkeiten hatte, die meiner Umgangsart mit den Jungen nicht entsprachen, ja ihnen oft geradezu entgegenliefen. Ich berichtete ihm, bewußt jedoch in etwas gemildeter Form, von dem Vorgefallenen, und er war der Ansicht, daß es höchste Zeit sei, mit Gewalt und StraÙe einzuschreiten. Er stellte fest, daß Everts in den letzten Wochen auch in seinem Fach sichtlich weiter nachgelassen habe. Er müsse etwas anderes im Kopf haben, das ihn ablenke. Auf meine Einwendungen, daß der Junge offenbar selbst leide, und daß vermutlich doch besondere Umstände vorlägen, erwiderte er, daß das sein könne, daß uns das aber nichts angehe und wir als Schulmänner einfach die Pflichterfüllung in der Schule und für die Schule zu fordern hätten. Übrigens sei er mehr der Ansicht, daß eine vielleicht mit der beginnenden Pubertät zusammenhängende Verlotterung die Ursache sei; er habe den Jungen gestern nachmittag auf dem Jahrmarkt gesehen, und er habe durchaus nicht den Eindruck gehabt, als sei Everts besonders gedrückt, denn dann brauche er sich nicht nachmittags auf der Achterbahn und dem Kasperletheater herumzutreiben.

Weil ich mir aber in den Kopf gesetzt hatte, diese Angelegenheit auf andere Weise als durch durchschnittliche Schulmaßnahmen zu Ende zu bringen, bat ich den Klassenlehrer, vorläufig das, was ich über Everts gesagt habe, vertraulich zu nehmen und daher von Maßnahmen zunächst noch abzusehen. Ich möchte aber hier ausdrücklich betonen, daß ich damit keineswegs mich gegen solche Maßnahmen grundsätzlich aussprechen will; denn ich weiß aus Erfahrung, daß sie bei der Größe der Klassen und der meist gar nicht anders als äußerlich möglichen Beziehung zwischen Lehrer und Schüler auch nicht anders als einigermaßen schematisch sein können. Mit einem etwas skeptischen: „Na gut, wir werden ja sehen!“ versprach mir mein Amtsgenosse, mich zunächst alleine die Angelegenheit Everts behandeln zu lassen.

Am Nachmittag begab ich mich auf den Jahrmarkt, der nicht weit von meiner Wohnung war, und trieb mich dort zwischen Karussell und Schaubuden herum. Ich sah manche Schüler, aber Everts fand ich nicht.

Als ich später von einer Besorgung in der Stadt zurückkam, ging ich noch einmal durch das Gewühl. Es war schon gegen Abend, und da und dort entzündeten sich die Lampen. Plötzlich bemerkte ich in einer Ecke neben dem Bretterhäuschen, das zu einem Berg- und Talkarussell gehörte, Kolf Everts. Er stand an die Bretterwand gelehnt, die Schülmütze überm linken Ohr, die linke Hand in der Tasche. Er konnte mich nicht sehen, da er wie entrückt nach dem Karussell hinstarrte, und ich von der Seite kam. Er stand unbeweglich, offenbar ganz versunken in Träume oder in den Anblick der orgelnden und blizenden Glitterwelt. Es hatte für mich etwas Rührendes, den hageren, geweckten Knaben so in seiner träumerischen Stille zu sehen, umgeben von dem Geflimmer bunter Lichter, blizender Glas- und Blechgehänge, dem Geschrei der Ausrufer, dem Jauchzen, Kreischen und Lachen der Fahrenden und dem wirren Gedudel vieler Orgeln, dieses ganzen blechernen Lebens, das für ihn gewiß eine erste undeutliche und verworrene Lockung in die Weite und Größe der Welt und des Erlebens überhaupt war. Der Anblick war für mich zugleich eine Bestätigung, daß ich mich nicht irrte, und daß ich jetzt meinen Weg und nicht den des Klassenlehrers zu Ende gehen müsse. Ich mußte seine Mutter sprechen; wenn es nicht mit seiner Hilfe möglich war, mußte es ohne diese und nötigenfalls auch ohne sein Wissen geschehen. Indem ich mir dies ganz klar vornahm, bummelte ich langsam durch die Menge weiter. Es wäre mir lieb gewesen, wenn der Junge mich hier nicht gesehen hätte, aber plötzlich mußte er sich von seinem Karussell abgewendet und auf den Weg gemacht haben, denn unerwartet für uns beide stand er auf einmal vor mir; ich konnte nicht einmal mehr den Schein erwecken, als sähe ich ihn nicht. Er riß die Mütze herunter, und ich sah ihm im Flimmerlicht des Jahrmarkts in die dunklen Augen. Ich erkannte es sehr deutlich, zuerst war es Schrecken, und dann — es war ganz unverkennbar — war es etwas von Freude, was sich in diesem Gesicht spiegelte. In diesem Augenblick war es mir — ich erwähnte es schon — klar, daß er wußte, in irgendwelchen Tiefen wußte, daß ich neben ihm herlief durch die graue Straße und von seiner Flucht wußte, und daß ich mit ihm wartete auf den Schrei, der uns befreien mußte.

Das war an einem Samstag. Am Montag rief ich ihn — wieder unbemerkt von anderen — zu mir in ein leeres Zimmer und sagte ihm sachlich, doch diesmal nicht ohne eine gewisse Strenge, ich fürchte, er habe seiner Mutter nichts von meinem Wunsche und also auch nichts von seinen schlechten Arbeiten gesagt. Aber er solle nicht glauben, daß er so weiter komme. Er sei vernünftig und alt genug, um zu wissen, daß diese Methode seinerseits, die Angelegenheit zu behandeln, zu nichts führe als zu einem Berg von Lügen. Schließlich bliebe mir immer noch der Weg der Strenge, wenn der der Güte nach so vielen vergeblichen Versuchen nicht zum Ziel führe. Ich müsse dann eben ganz nur sein Schulmeister sein und dem Klassenlehrer und dem Direktor von seinem Verhalten Mitteilung machen. Er solle nur bedenken, daß das, was dann aus der Sache entstehe, viel schlimmer sei als schlechte Arbeiten. Zum Schluß baute ich ihm noch einmal eine goldene Brücke, indem ich ihm versprach,

seine bisherige Lüge als nicht geschehen anzusehen, falls er mir nun Morgen endlich Nachricht von seiner Mutter bringe, wann sie mich in der Schule oder bei mir zu Hause im Laufe dieser Woche aufsuchen wolle. Wieder stand er mit seiner undurchdringlichen Verschlossenheit vor mir, wieder blickte mich sein dunkles Auge an, ohne etwas von der Wirklichkeit zu ver-raten, die dahinter war, und wieder beobachtete ich die Unruhe seiner Hände und dachte an die Flucht in der grauen Großstadtstraße.

Am folgenden Morgen meldete mir Kolf, seine Mutter käme zu meiner Sprechstunde. Die Meldung geschah ohne mein Drängen; er kam vor der Stunde zu mir, als ich auf dem Flur wartete. Plötzlich stand er da und sagte, was zu sagen war, und ebenso plötzlich war er wieder weg. Ich hatte kaum einen Eindruck von ihm. Diese Schnelligkeit ließ sich jedenfalls verschieden deuten: entweder sollte sie seine Unsicherheit verbergen, oder aber sie kam aus der natürlichen Scham, daß er nun doch nachgegeben und die Wahrheit gesagt hatte. Ich hielt dem ganzen früheren Verhalten des Jungen entsprechend das Letztere für wahrscheinlicher und freute mich schon, daß nun diese schwierige Angelegenheit sich zu lösen beginnen werde, ich also ohne schulmeisterliche Strafen werde auskommen können.

Meine Freude dauerte jedoch nicht lange, denn in meiner Sprechstunde wenige Tage später wartete ich vergeblich auf die Mutter Everts. Am selben Tage sagte ich ihm, ich habe leider allen Grund, jetzt die ernstesten Zweifel in seine Wahrhaftigkeit zu setzen und sei daher gezwungen, seiner Mutter selbst zu schreiben und sie zu bitten, mich aufzusuchen. Außerdem stellte ich ihm, falls es sich bestätige, daß er mich jetzt mehrmals angelogen habe, die entsprechenden Schulstrafen in Aussicht. Ich schloß:

„Du wirst selbst einsehen, daß ich jetzt schließlich als dein Lehrer nicht anders kann, weil du alle anderen Lösungsversuche abgelehnt hast.“

Es zeigte sich keine Regung in dem Knabengesicht, als ich mit ihm sprach; die Augen sahen mich vollkommen ruhig an, so ruhig, daß es mich erschreckte, denn es schien mir, als könne diese Ruhe im Augenblick der für ihn doch so wichtigen Mitteilung nur aus ungeheuren, gleichsam vulkanischen Kräften und Gegenkräften erklärt werden. Diese Überlegung ließ mich noch einmal einen letzten Versuch machen, und ich hob, was ich gesagt hatte, wieder auf, indem ich hinzufügte, ich erwarte bis morgen eine schriftliche Mitteilung von seiner Mutter, wann sie mich aufsuchen wolle. Bringe er mir diese nicht, so werde alles seinen unerbittlichen Gang gehen. Ich kann mir heute selbst nicht erklären, wie ich zu dieser letzten, verzweifelten Nachgiebigkeit kam; sie kam über mich beim Anblick des Knabengesichtes und war durch nichts zu begründen als vielleicht durch jenes dumpfe Gefühl der Angst, das durch meinen Traum mit dem Anblick des Knabengesichtes verbunden war. Ich erwartete selbst nicht mehr, daß etwas geschehe, denn es war zu deutlich, daß der Junge sich in seine mißliche Lage ganz festgerannt hatte.

Es kam, wie ich erwartet hatte. Ich rief am nächsten Tag Kolf zu mir und fragte:

„Hast du mir den Brief mitgebracht?“

Er stand wieder ohne jede Bewegung, mit der schauerlichen Stille im Gesicht vor mir und gab zuerst keine Antwort. Als ich zum zweiten Male und barscher fragte, sah er mich frei und ernst an und seine Lippen bewegten sich wenig, aber rasch:

„Nein,“ sagte er.

„Also du weißt, was jetzt folgt?“

Sein Kopf senkte sich, und nach kurzer Pause kam es leise und mit einem merklichen Zittern in der Stimme:

„Ja.“

Ich entließ ihn und schrieb in einer Freistunde einen kurzen Brief an Frau Everts, in dem ich sie bat, mich möglichst bald in der Schule oder zu Hause aufzusuchen. Ich steckte ihn in die Tasche, um ihn nachmittags in den Kasten zu werfen; er mußte dann am folgenden Morgen ankommen, während Kolf in der Schule war.

Aber noch am demselben Vormittag geschah etwas völlig Unerwartetes in der Schule. Der Vulkan, den ich immer schon gespürt hatte, brach wirklich aus.

Ich hatte in der dritten Pause auf dem unteren Flur des Schulgebäudes Aufsicht. Plötzlich wurde die Hoftür aufgerissen, und ein Schüler kam hereingelaufen und rief aufgeregt:

„Kommen Sie schnell, Herr Doktor, der Strawitz ist ganz blutig geschlagen. Es ist kein Herr auf dem Hof.“

Es stellte sich später heraus, daß der aufsichtführende Amtsgenosse in einer dringlichen Sache zu einer kurzen Besprechung abgerufen worden war und vergessen hatte, einen anderen Herrn mit der Vertretung zu beauftragen. Aber vermutlich hätte auch er nichts geändert und verhindern können, denn alles muß mit ungeheurer Geschwindigkeit vor sich gegangen sein, weshalb auch außer den Beteiligten nur zwei andere Schüler der Quarta den Vorgang von vornherein mit angesehen hatten. Ich eilte also hinaus und fand auf dem Hof fast alle Schüler in einer Ecke um eine Stelle herumstehend. An der Erde hockte der blutüberströmte Strawitz, einen Schritt daneben stand mit heißen Backen Everts und brachte seine Kleidung wieder in Ordnung; seine Augen hatten einen bösen, finsternen Blick. Die Primaner erzählten, sie hätten die beiden Kämpfenden getrennt; Everts sei „wie wild“ gewesen; einer sagte: „Wie ein Wahnsinniger hat er auf Strawitz losgehauen.“ Über das Gesicht des kleinen Strawitz lief Blut, sein offenes Hemd war blutig und zerrissen; so wurde er von zwei Primanern hineingeführt ins Haus, übrigens hinkte er. Aber er weinte nicht; aus seinem rundlichen, verkniffenen Gesicht sahen die schmalen, graugrünlichen Augen mit einem Ausdruck von Bosheit. Nur seine blutenden Lippen zitterten unaufhörlich und hatten ein aufgeregtes Zucken. Ich ging mit ihm und den Primanern, und wir wuschen ihn ab, legten ihn auf das Ruhebett im Zimmer des Hausmeisters, machten Umschläge und einen kleinen Verband. Es mußte mit ungeheurer Roheit auf ihn eingeschlagen worden sein. Die Nase blutete immer noch; sein Gesicht war an mehreren Stellen zerkratzt und die Stirn verbeult; an den Armen und Schultern hatte er blaue Flecken, das Zahnfleisch blutete, das Knie war, vom Fallen wahr-

scheinlich, stark aufgeschürft. Auf meine Frage gab er nur kurze und sachliche Antworten. Ob es mehrere Schüler gewesen seien? Nein. Wer? Es folgte Strawitzen. Freilich hinderte ihn auch das Bluten der Nase und des Zahnfleisches am Sprechen, aber das war nicht der Grund seines Schweigens, nicht hauptsächlich. Auch später war er nicht zum Reden zu bringen bei den Vernehmungen. Ich sagte, ich wisse wohl, wer ihn so zugerichtet habe, aber er solle mir doch den Grund sagen, warum sie sich geprügelt hätten. Ich erhielt keine Antwort, nur ein verbissenes Zucken lief um seinen Mund. Ich sorgte nun dafür, daß Strawitz hier vorerst liegen blieb und beauftragte einen der Primaner mit der Pflege. Übrigens schienen, da er meine mehrmaligen Fragen, ob er noch irgendwo innerliche Schmerzen spürte, verneinte, die Verwundungen harmlos, und wir konnten von Glück sagen, daß nicht eine schwerere Schädigung daraus geworden war.

Später sprach ich mit Everts. Er gab zu, daß er der Schuldige war. Ich fragte, weshalb er auf eine so rohe Weise über den schwächeren Kameraden hergefallen sei? Er stand aufrecht und regungslos vor mir, den Kopf gesenkt. Er gab keine Antwort. Ich sagte:

„Ich vermute natürlich, daß es irgendetwas mit deinen schlechten Arbeiten und deiner Lüge zu tun hat. Habe ich recht?“ Er nickte mit dem Kopf. Im selben Augenblick durchzuckte seinen ganzen Körper ein grauenhaftes Zittern. Und plötzlich bemerkte ich, daß Tränen zur Erde tropften. Es war mir wie eine Erlösung aus einer dumpfen Enge. Ich nahm sein Kinn und bog seinen hübschen Kopf zu mir hoch — er zeigte übrigens auch eine Beule —, ich fragte ruhig:

„Willst du mir jetzt nicht alles erzählen, Kolf?“

Die Tränen flossen unaufhörlich und hingen glänzend an seinen Backen. Ich wiederholte die Frage; er beantwortete sie endlich mit einem Kopfschütteln.

„Dann erzählst du es deiner Mutter. Willst du das versprechen?“ Er nickte.

Nachmittags schrieb ich meinen Brief an Kols Mutter noch einmal, indem ich das Vorkommnis berücksichtigte und ihren Besuch als dringlich hinstellte. Ich hatte das Schreiben noch nicht abgeschlossen, da meldete sich Frau Everts bei mir. Ich sah sie zum erstenmal. Die Ähnlichkeit Kols mit seiner Mutter war unverkennbar und auffallend, auch wenn ich berücksichtige, daß Knaben zwischen zehn und zwölf Jahren fast regelmäßig ihren Müttern sehr ähnlich sind. Das dunkelhäutige, zarte Gesicht, die geschwungenen, hübschen Lippen, das dunkle Haar und die dunklen Augen, dies alles hatten sie gemeinsam. Nur der Körperbau war anders: Frau Everts war nicht groß und von zierlicher Gestalt. Ich war, als sie mir gegenüber saß und zu erzählen begann, angenehm überrascht. Sie sprach rasch, aber ohne Hast, und von ihrer Erregung, die bestimmt vorhanden war, war kaum etwas zu merken. Sie zeigte eine überlegene Sicherheit, wie ich sie bei Müttern nicht oft gefunden habe, deren Söhne in der Schule Schwierigkeiten irgendwelcher Art hatten. Es war — das merkte ich nach fünf Minuten — eine jener Frauen, bei denen wir Erzieher immer von neuem in die Schule gehen

sollten. Obwohl sie eine weibliche Hilfslosigkeit anmutig sich selbst vorkäufte, wußte sie sehr genau, was sie zu tun und was überhaupt zu geschehen hatte. Sie sagte:

„Sie wissen es ja wohl von anderen Fällen, daß man als Mutter sein Kind immer besser zu kennen glaubt als alle anderen Menschen, auch als die Lehrer, und daß man natürlich immer zu entschuldigen bereit ist, wenn man es auch den Jungen nicht merken läßt.“

Und sie erzählte dann, Kolf sei nach Hause gekommen wie sonst, aber sichtlich bedrückt, habe sich mit ihr zu Tisch gesetzt und kaum gesprochen; aber er habe erst zwei Löffel Suppe gegessen gehabt, da sei er plötzlich ganz bleich geworden und habe gesagt:

„Mutter, ich muß dir jetzt etwas Schreckliches sagen.“ Dann habe er mit leiser Stimme, nicht immer ganz geordnet und manchmal erst durch ihre ruhigen Zwischenfragen aufgeweckt, im ganzen ungefähr folgendes erzählt:

Es habe damit angefangen, daß Strawitz ihn immer gehänselt und auf alle Art geärgert habe. Und eines Tages habe Strawitz gesagt, er werde jetzt machen, daß Everts eine schlechte Arbeit im Rechnen schreibe. Zuerst habe Kolf ihn ausgelacht, aber er sei dann doch unsicher geworden, und als die Arbeit geschrieben wurde, sei er sehr verwirrt gewesen und habe immer an das denken müssen, was Strawitz gesagt hatte, und dieser habe ihm ins Ohr geflüstert: „Siehst du wohl, du aufgeblasenes Kamel!“ So sei die Arbeit wirklich schlecht geworden. Kolf erzählte, er habe einen Schrecken bekommen und eine große Unsicherheit, wie er die erste Arbeit mit einer nicht genügenden Zensur zurück erhalten habe. Der andere habe ihn aber nun erst recht geärgert und vor den Kameraden verhöhnt.

Frau Everts sagte:

„Kolf ist nicht eigentlich ehrgeizig, aber gewissenhaft und für einen Jungen fast unnatürlich pflichttreu; er hat das von seinem Vater.“

Bei der zweiten Arbeit war es nicht anders gegangen. Selbstverständlich war jetzt die Aufregung Kolfs von vornherein viel größer. Strawitz hatte auch wieder allerlei geflüstert, vor allem hatte er gesagt: „Ich sehe schon zwei Fehler in der zweiten Aufgabe bei dir.“ Kolf dachte, es sei nur gelogen und ließ sich später von seinem Vordermann die Ergebnisse auf einen Zettel schreiben; sie waren alle anders. So wurde auch diese zweite Arbeit schlecht. Weil Strawitz ihn jetzt noch mehr verhöhnte und besonders in der Spielstunde schon in Aussicht stellte, auch die nächsten Arbeiten im Rechnen würden ihm mißglücken, denn er sei „ein aufgeblasenes Kamel“ und „ein scheinheiliger Affe“, hatte Kolf sich plötzlich nicht mehr beherrscht und war über Strawitz hergefallen. Von alledem aber hatte Kolf seiner Mutter bis heute nicht das geringste erzählt, auch hatte er ihr die schlechten Arbeiten nicht gezeigt, weil er, wie er berichtete, nicht habe sagen können, der andere sei an alledem schuld, und weil er auch immer gehofft habe, alles wieder

durch gute Zensuren herauszureißen. So war es nach der dritten, abermals schlechten Arbeit zu den Lügereien und schließlich, weil er keinen Ausweg mehr gesehen hatte und die Katastrophe nahen fühlte, in die er sich selbst hineingelogen hatte, zu dem Ausbruch gekommen, der nun endlich auch alles enthüllt und die Lösung gebracht hatte.

Frau Everts berichtete, daß Kolf nach seiner Beichte von einem krampfartigen Zittern, Weinen und unaufhörlichen heftigen Schluchzen befallen worden sei, so daß sie ihn ins Bett habe stecken müssen. Unter Tränen habe er sie gebeten, sofort zu mir zu gehen und alles zu sagen. Immer wieder habe er zwischen seinem Schluchzen gesagt, er könne jetzt nicht mehr in die Schule gehen, bestimmt werde man ihn fortjagen.

Ich versicherte Frau Everts, ich werde tun, was in meiner Macht stehe, die Strafe für Kolf herabzudrücken, aber es sei selbstverständlich nicht möglich, ihn straflos zu lassen. Sie verstand das und meinte, auch Kolf werde eine entsprechende Bestrafung als eine Art Sühne wirklich hinnehmen ohne inneres Widerstreben, sondern als die notwendige Gerechtigkeit. Als sie sich nach einer knappen Stunde erhob, waren wir in allem einig, und ich drückte ihr die Hand wie einer Bundesgenossin in einem Kampf.

Alles, was nun noch folgte, war für mich sehr nebensächlich. Es gelang mir zu verhindern, daß die Sache zu einem schweren Disziplinarfall aufgebauscht wurde, was hauptsächlich der erfahrenen und ruhig-überlegenen Einsicht des schon erwähnten Klassenleiters und Deutschlehrers zu danken war. Die Angaben, die Kolf seiner Mutter und diese mir gemacht hatte, bestätigten sich durch die Verhöre mehrerer Mitschüler und auch durch das, was Strawitz sagte, der doch etwas zerknirscht und schuldbewußt war. Er kam daher ohne Strafe, mit einer Verwarnung weg. Außerdem sprachen wir mit seinem Vater und versetzten ihn mit dessen Zustimmung in die Parallelklasse. Wie weit er wirklich eine rätselhafte und böse Einwirkung suggestiver Art auf Kolf Everts ausgeübt hatte, ließ sich nicht feststellen. Kolf Everts erhielt als Strafe nur einige Stunden Arrest und eine durchaus vorsichtige Bemerkung ins Zeugnis.

Als er nach zwei Tagen wieder in die Schule kam, erschien er mir sehr verändert gegenüber der letzten Zeit. Seine Strafe nahm er ohne große Zerknirschung wie etwas Natürliches hin. Ich habe über die ganze Angelegenheit nie mehr mit ihm gesprochen; seine Leistungen und sein Verhalten in der Schule waren wie früher wieder normal und fielen eher im Guten als im Schlechten auf.

Mir war, als sei ich selber einem düsteren Traum entronnen. Wenn Kolf vor mir stand, langaufgeschossen und hager, und mich mit seinen dunklen Augen ansah, spürte ich die Geheimnisse seines Wesens noch deutlicher als früher, aber ich wußte auch, daß wir gemeinsam durch eine lange düstere Strafe gerannt waren, bis der Schrei uns geweckt hatte.

Heinrich Kandler Von der Schulbank ins Leben.

Insgesamt gesehen, wird das Volk, das es am besten versteht, jeden Volksgenossen an den Platz zu stellen, für den er gewissermaßen geboren ist, den größten Erfolg im Völkerverleben davonzutragen. Adolf Hitler.

I.

Planmäßige Berufszuführung der deutschen Jugend, eine Waffe in der Arbeitsschlacht.

In zweieinhalb Jahren ist es nationalsozialistischer Tatkraft gelungen, 4½ Millionen Arbeitslose, das Erbe der vergangenen Mißwirtschaft, wieder an ihre Arbeitsplätze zurückzuführen. Wir können getrost behaupten, daß der größte Teil der Arbeitsschlacht geschlagen ist. Aber selbst, wenn das unverrückbare Ziel des Führers, auch den letzten 2 Millionen ihren Werkplatz zu geben, erreicht sein wird, selbst dann könnten wir nicht ruhen: Die Arbeitsschlacht geht weiter! Das mag befremdlich klingen, wird aber deutlich, wenn wir unter Arbeitsschlacht jeglichen Arbeitseinsatz verstehen und uns vor Augen halten, daß sich die Fragestellung des Arbeitseinsatzes seit etwa einem Jahre grundlegend geändert hat. Das Problem heißt nicht mehr: Wo bringen wir unsere Arbeitslosen unter?, sondern es lautet: Wie befriedigen wir den Bedarf der wachsenden Wirtschaft nach Arbeitskräften mit einer bestimmten Leistungsfähigkeit?

Jahrelange Arbeitslosigkeit und Mängel in der Ausbildung, insbesondere der Kriegsgeneration, bewirkten, daß die zur Arbeit drängenden Kräfte nicht mehr voll und ganz überall verwendbar waren. Als mit dem nationalsozialistischen Umbruch nicht nur ein starker Kräftebedarf auftrat, sondern auch eine Richtungsänderung unserer Nationalwirtschaft erfolgte, versuchte man diesem Mangel durch Umschulung und Fortbildungslehrgänge zu begegnen. Im Zuge der nationalsozialistischen Gesetzgebung zur Regelung der nationalen Arbeit (vgl. Gesetz zur Regelung des Arbeitseinsatzes, Anordnung über die Verteilung von Arbeitskräften) verstärkte sich noch diese Notwendigkeit der Umschichtung der Bevölkerung und ihrer Berufsgruppen. Alle Umschichtungen und Umschaltungen auf dem Arbeitsfeld der Erwachsenen sind aber letzten Endes Nachwuchsfragen. Fortbildung, Umschulung und Auswechslung von Arbeitskräften sind immer nur Notbehelfe zur Behebung augenblicklicher Schwierigkeiten; eine Lösung auf die Dauer kann nur durch die Neugestaltung des Nachwuchses erfolgen. Um Arbeitskräfte einsetzen zu können, müssen sie zunächst einmal vorhanden sein! Wenn wir dafür sorgen, daß der vor den Toren des werktätigen Lebens stehende Berufsnachwuchs sowohl nach den Grundsätzen persönlicher Eignung als auch nach denen eines planmäßigen, zentral gesteuerten und darum wirtschaftlich richtigen Einsatzes dem Berufsleben zugeleitet wird, so haben wir die beste Sicherung gegen die Arbeitslosigkeit geschaffen. Richtige Berufswahl — sowohl vom einzelnen als auch von der Volksgesamtheit aus gesehen — ist daher die Forderung! Diese geordnete Berufszuführung stellt sich uns also als ein Mittel, als eine Waffe im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit dar! Sie ist als öffentliche Berufsberatung im Rahmen der Arbeitseinsatzregelung Aufgabe der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und damit der Arbeitsämter.

Nur so ist es auch zu verstehen, daß die Vielheit von Beratungs- und Vermittlungsstellen einer rückliegenden Zeit verschwinden mußte. Es ist unbedingt erforderlich, daß sowohl die Beurteilung der Ansetzbarkeit und die Beratung der vor dem Berufseintritt stehenden Jugend als auch der Gesamtüberblick über Zahl und Art sämtlicher beruflichen Ausbildungsgelegenheiten bei einer Stelle liegt. Die tatsächliche Einwirkungsmöglichkeit der öffentlichen Berufsberatung der Arbeitsämter in dem gekennzeichneten Sinne ist jedoch dann gegeben, wenn — wie dies in sehr weitgehendem Maße im Gau Baden der Fall ist — ihre Mitwirkung bei der Lehrstellenvermittlung eine unerlässliche Vorbedingung für die Gültigkeit des Lehrvertrages ist. So bestimmt der § 7 der neuen Anordnung über die Regelung des Lehrlingswesens der badischen Handwerkskammer, daß künftig Lehrstellen nur noch über die Vermittlung der Berufsberatung der Arbeitsämter besetzt werden dürfen. Lehrverträge, denen eine entsprechende Bescheinigung des Arbeitsamts nicht beigelegt werden kann, werden von der Handwerkskammer nicht genehmigt und sind ungültig. Diese Bestimmungen haben Gesetzeskraft, da die badische Regierung ihnen ausdrücklich zugestimmt hat. Es ist anzunehmen, daß in absehbarer Zeit eine ähnliche Regelung auch für Industrie und Handel getroffen werden wird. Sind es doch schon heute nur noch wenige und meist kleinere Geschäfte, die sich bei der Einstellung von Lehrlingen aller Art der Einrichtungen der Berufsberatung nicht bedienen. Eine Gesetzesanordnung würde also hier eigentlich einen bereits bestehenden Zustand bestätigen und die letzten Lücken schließen. Selbstverständlich bringt eine solche Regelung für die Berufsberatung eine erhöhte Verantwortung mit sich. Diese Verantwortung wird aber von der Berufsberatung freudig und mit dem erforderlichen Ernst übernommen werden. Krankte doch die vergangene Epoche immer daran, daß es an Männern und Frauen mangelte, die verantwortungsbewußt Entscheidungen zu treffen wagten. Uns Nationalsozialisten ist jedoch Arbeit am Volksganzen, Arbeit an der jungen Generation und das Tragen von Verantwortlichkeit selbstverständliche Staatsbürgerpflicht!

Die Organisation der Berufsberatung in der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ist so ausgestaltet, daß die Erfüllung der übertragenen Aufgaben gewährleistet ist. Der Hauptstelle in Berlin sind 13 Landesarbeitsämter unterstellt. Sowohl bei der Hauptstelle als auch bei jedem der Landesarbeitsämter finden wir besondere Sachbearbeiter für Berufsberatung, wodurch eine zentrale Steuerung des Arbeitseinsatzes der Jugend ermöglicht und gesichert ist. Die Grundsätze und Richtlinien, nach denen der einzelne Berufsberater im Lande seine Arbeit gestaltet, sind überall dieselben. Den Landesarbeitsämtern (für Baden und Württemberg das Landesarbeitsamt Südwestdeutschland in Stuttgart) sind die Arbeitsämter (im Reich: 363) mit ihren Berufsberatungsabteilungen unmittelbar nachgeordnet (in Württemberg 19, in Baden 17 Arbeitsämter). Durch ein System von Nebenstellen und Stützpunkten erfolgt die Betreuung auch der Gebiete, die nicht in unmittelbarer Nähe des Sitzes eines Arbeitsamts gelegen sind.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei noch betont, daß wir keineswegs eine Planwirtschaft anstreben; aber Planmäßigkeit, Gerichtetheit, Voranstellung von Gemeinnutz vor Eigennutz, das ist es, was wir wollen. Der Liberalismus aber ist tot!

Grundlagen und Hauptziel der Berufsberatung.

Die Vielgestaltigkeit des Wirtschafts- und Berufslebens macht für die Jugendlichen und ihre Erziehungsberechtigten den Überblick über die Berufe immer mehr unmöglich. Gibt es doch in Deutschland ungefähr 18 000 verschiedene Berufsbezeichnungen! Kein theoretisch betrachtet, müßte jeder Entlassschüler die meisten dieser Berufe oder gar alle vor seiner Berufswahl kennen! Die Unübersichtlichkeit der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die ins Ungemessene gesteigerte volkswirtschaftliche Verflochtenheit der Berufe, die mangelnde Kenntnis der Struktur der Wirtschaftszweige und der Entwicklungstendenzen der Wirtschaft, die Unkenntnis der Anforderungen, welche die Berufe an Geist und Körper stellen, und der wirtschaftlichen Aussichten der Berufe erhöhen die Gefahr, daß bei der Berufswahl Fehlentscheidungen getroffen werden. Solche Fehlentscheidungen sind für unser Volk nicht tragbar, denn jeder falsch angelegte Teil unseres Volkes bedeutet nicht nur für diesen unnötige Kraft- und Zeitvergeudung, sondern auch einen Verlust für unsere Volkswirtschaft. Die Berufswahl hat heute über das Einzelschicksal hinweg nationalpolitische Bedeutung. Eine planvolle und von nationalsozialistischem Geiste durchgeführte Berufsberatung ist daher volkswirtschaftliche Notwendigkeit.

Schon lange vor dem Weltkriege hatte der Gedanke einer öffentlichen Berufsberatung Wurzel geschlagen. Sie ging jedoch anfänglich, besonders aber in den vergangenen Kriegsjahren, mehr und mehr davon aus, die Jugendlichen zu versorgen, wie es ihren Anlagen und Neigungen am besten entsprach. Dem Wunsche der Jugendlichen, in nur aussichtsreiche Berufe geleitet zu werden, wurde Rechnung getragen. Dabei wurde gleichzeitig den Unternehmungen der Wirtschaft gedient. Der verlangte brauchbare Nachwuchs wurde ausgesucht und zur Verfügung gestellt. Diese Arbeitsweise, die nur Einzelinteressen befriedigt — hier die Interessen der Jugendlichen, dort diejenigen der einzelnen Träger der Wirtschaft — war anorganisch, „atomistisch“. Sie kannte kein organisches Denken. Die Erreichung des Zieles setzte, mit kurzen Worten umrissen, folgende Arbeiten voraus: Feststellung der individuellen Eignung und Neigung der Jugendlichen (Subjektpsychologie), Feststellung der Eigenschaften der Berufe und dargebotenen Arbeitsstellen, Aufzeichnung der Ausbildungswege (Objektpsychologie), bei Übereinstimmung Berufszuleitung bzw. Lehrstellen- oder Arbeitsvermittlung.

Diese Art der Arbeit konnte jedoch nur einen ganz kleinen Teil der wirklichen Aufgaben der Berufsberatung erfüllen. Sie konnte nur ein kleiner Anfang sein und ist jetzt hineingestellt in die Arbeit für die Ganzheit. Die öffentliche Berufsberatung behandelt den jungen Menschen nicht mehr als Einzelindividuum, um ihn als solches an der dargebotenen geeigneten Stelle im Leben einzusetzen, sondern sie will die einzelnen Persönlichkeiten als Angehörige des Volkes in die Volkswirtschaft einordnen und dieser den Erfordernissen der Wirtschafts- und Berufsbranche entsprechend zuführen.

Aus diesen Grundsätzen und aus der Aufgabe der Berufsberatung, Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zu sein, ergibt sich ihr Hauptziel:

Die Berufsberatung hat die Berufszuleitung der deutschen Jugend auf der Grundlage nationalsozialistischer Auffassung von Arbeit und Berufseinheitlich nach arbeitseinsatzpolitischen Gesichtspunkten und im Hinblick auf das Leistungsprinzip durchzuführen.

Im einzelnen ergeben sich also die Aufgaben der Berufsberatung

1. aus den Grundsätzen nationalsozialistischer Arbeitsauffassung,
2. aus den gesetzlichen Bestimmungen über den Arbeitseinsatz,
3. aus der Wirtschaftsstruktur des engeren und weiteren Bezirks,
4. aus der Forderung des Leistungsprinzips.

Bezüglich unserer Auffassung von Arbeit und Beruf sei auf den nächsten Abschnitt verwiesen, wo wir uns mit den diesbezüglichen Aufgaben der Schule auseinandersetzen werden.

Wichtige Richtlinien für unser Handeln geben uns die gesetzlichen Bestimmungen der letzten Jahre. Es handelt sich vor allem um das Gesetz zur Regelung des Arbeitseinsatzes vom 15. 5. 1934 und die Anordnung über die Verteilung von Arbeitskräften vom 28. 8. 1934. Außerdem sind für uns das Reichserbhofgesetz und das Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen von Bedeutung.

Wenn wir uns diese vier Gesetze daraufhin ansehen, was sie insbesondere für die Wahl des Berufs bedeuten, so fällt uns auf, daß sie die Freiheit der Berufswahl erheblich einschränken. Besteht diese schon deshalb nicht mehr restlos, weil sie durch den vorhin gekennzeichneten Wandel der Berufsauffassung moralisch gebunden ist, so ist sie durch die Einengung der Freizügigkeit nunmehr auch praktisch beschränkt. Durch das Reichserbhofgesetz wird der Zölibat bestimmt und den nachgeborenen Kindern ein anderes Arbeitsfeld zugewiesen. Das Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen verwehrt bestimmten Schülern die Aufnahme in höhere Lehranstalten bzw. den Weiterbesuch der Schule, erteilt oder verweigert die Genehmigung zum Hochschulstudium. Das Gesetz zur Regelung des Arbeitseinsatzes will durch die §§ 2 und 3 verhüten, daß Personen, die mit dem Lande verwurzelt und mit landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut sind, in nichtlandwirtschaftlichen Berufen oder Betrieben tätig sind. Auch die Anordnung über die Verteilung von Arbeitskräften greift, auch gegen den Willen des Betroffenen, tief in sein Berufsgeschick ein, sei es auch nur vorübergehend.

Die erlassenen Vorschriften geben uns — soweit sie nämlich dauernde Auswirkungen und strukturelle Änderungen herbeiführen — oberste, unverrückbare, ständige Gesetze an, denen die Berufsberatung zu folgen hat. Hierher gehören etwa die Maßnahmen, die zur Sicherung der Ernährungsbasis des deutschen Volkes getroffen wurden, die Gesetze zur Erhaltung der landwirtschaftlichen Arbeitskraft und zu ihrer Rückführung aufs Land. Soweit die gesetzlichen Bestimmungen zeitlich begrenzt sind, zeigen sie uns doch Entwicklungstendenzen auf, denen wir unsere größte Beachtung schenken müssen. Wenn auch die sogenannte Hochschulreise wieder gefallen ist, so wissen wir doch, daß die akademische Berufsnot durchaus noch nicht behoben ist. Ist auch der Arbeitsplazaustausch im wesentlichen abgeschlossen, so hat er doch — noch ehe es zur Wehr- und Arbeitsdienstpflicht kam — in das Arbeitsleben der Jugendlichen einen neuen Rhythmus hineingebracht. Jedermann lernte, daß er nach der Berufsausbildung und einem weiteren Jahr der Praxis zunächst ein Jahr Gemeinschaftsdienst ableisten mußte, ehe er wieder einen Anspruch auf Berufsarbeit machen konnte.

Ist nun so die Marschrichtung unserer Arbeit durch nationalsozialistische Weltanschauung und nationalsozialistische Gesetzgebung gegeben, so muß sich das Ausmaß unseres Wirkens nach den gegebenen Verhältnissen im konkreten Wirtschaftsraum und das Handeln im Einzelfall außerdem nach den Grundsätzen des Leistungsprinzips bestimmen.

für den Berufsberater ist die Kenntnis der Wirtschaftsstruktur des engeren und weiteren Bezirks von größter Bedeutung. Die Erlangung dieser Kenntnisse setzt wirtschaftlich-orientierte Arbeit voraus. Die innere Gliederung der Wirtschaftsgruppen und ihre Arbeitskapazität sind festzustellen, denn darnach richtet sich letzten Endes die notwendige Facharbeiterzahl bzw. der Umfang der Berufsstände. Art, Größe und Altersaufbau der Berufsgruppen sind zunächst richtunggebend für eine planmäßige Berufszuleitung. Die Erarbeitung solcher struktureller Gliederungen, die erst den Grund zu wirklich fruchtbarer Arbeits- und Berufspolitik legen, wird damit zur Voraussetzung für die Einzelarbeit.

Der gegenwärtige Stand der Wirtschaft kann jedoch nicht allein Grundlage für eine planmäßige Berufszuleitung geben. Jeder voraussichtliche wirtschaftliche Fortbestand, Ausbau oder Abbau der Wirtschaftszweige und Berufsgruppen in einem Bezirk und im ganzen Deutschen Reich sind mindestens ebenso stark mitbestimmend. Die Kenntnis dieser Strukturveränderungen und Entwicklungstendenzen, dieser Dynamik des Wirtschaftslebens ist für die Berufsberatung wichtig, weil durch diese Vorgänge die Berufsgruppen in ihrer Größe und in ihrem Aufbau verändert werden. Auf diesen Veränderungen muß aber eine zweckentsprechende Nachwuchszuleitung bauen. Dabei müssen wir uns bewußt bleiben, daß viele Momente willkürlicher und nicht voraussehender Entwicklung nicht berücksichtigt werden können, seien es künftige gesetzliche Maßnahmen, seien es Geschehnisse auf außenpolitischem Gebiet, seien es neue Erfindungen, die unser Wirtschafts- und Berufsleben plötzlich umgestalten können.

Im Einzelfall, wenn es sich — vom Jugendlichen aus gesehen — um die Frage des richtigen Arbeitseinsatzes handelt, ist das Leistungsprinzip zu verwirklichen, d. h. es sind Neigung und Eignung des Berufsanwärters zu berücksichtigen. Das setzt beim Berufsberater neben ganz eingehenden berufskundlichen Kenntnissen — zur Beurteilung der an den jungen Menschen zu stellenden Anforderungen — eine genaue Kenntnis des Ratsuchenden voraus. Wenn der Mensch auch zum Glück nicht so veranlagt ist, daß er nur einen einzigen Beruf seiner Eignung gemäß ergreifen könnte, so ist doch die Untersuchung von Vergabungsrichtung und Leistungshöhe unerlässlich. Es sei hier gleich der irrigen Meinung entgegengetreten, als seien etwa die Eignungsuntersuchungen im Sinne von „psychotechnischen Eignungsprüfungen“ die Grundlage der Eignungsfeststellung der Berufsberatung. Die noch zu nennenden Helfer und Hilfsmittel des Berufsberaters reichen in der Regel aus, um die Eignungsbeurteilung im Normalfall auch ohne besondere „Eignungsuntersuchung“ durchführen zu können. Diese wird nur dann nicht zu umgehen sein, wenn es sich in Zweifelsfällen um die Feststellung beruflicher Ansatzfähigkeit oder die der Neigung für bestimmte Anforderungen handelt. In der Hauptsache erfaßt der Berufsberater in den Fällen, in denen eine Eignungsuntersuchung in Frage kommt (etwa 10% der Ratsuchenden), die Allgemeinintelligenz und die praktische Intelligenz. Er bemüht sich um den Arbeitstyp in der engeren Bedeutung, daß das Verhältnis des Prüflings zum Material, zu den verschiedenen Aufgaben, zur Umgebung usw. herausgeschält und nach Arbeitsweise, Arbeitstempo und Arbeitsgüte eine Sichtung vorgenommen wird.

Daneben aber gewinnen Erkenntnisse der Rassenforschung und erbbiologische Bedingtheiten für die Eignungspsychologie an Bedeutung. Außerdem wird unter Umständen zu prüfen sein, wie sich die Wirkung der Lebensräume (Kinderstube, Berufsstand, Sippe, Landschaft), in die jeder Mensch hineingeboren ist, auf seine Lebensleistung voraussichtlich gestaltet. Immer

aber wird der Mensch in seiner Gesamtheit, die Ganzheit von Körper, Intellekt, Charakter und Seele, zu erfassen sein. In dieser Anwendung gehört die moderne Psychologie zum unentbehrlichen Rüstzeug eines jeden Berufsberaters.

III.

Die Mithelfer der Berufsberatung und die Aufgaben der Schule.

Es ist selbstverständlich, daß der Berufsberater in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die er einem Ratsuchenden zu widmen vermag, diesen nicht so gründlich und umfassend aus eigener Anschauung kennen lernen kann, wie dies nach den obigen Ausführungen notwendig erscheint. Hierzu braucht der Berufsberater Helfer. Vor allem sind es der Arzt, die Hitler-Jugend und die Schule, deren unentbehrlicher Mithilfe sich der Berufsberater versichern muß. Daß die rein körperliche Geeignetheit für viele Berufe eine ausschlaggebende Rolle spielen kann, liegt auf der Hand. Man denke nur an Berufe, die anhaltendes Stehen und daher gesunde Füße verlangen, an Berufe, mit besonderer Beanspruchung des Nervensystems, der Augen, der Ohren usw. Hier muß der Arzt den Berufsberater unterstützen. Seit langem wird die Mehrzahl der Entlassschüler vor ihrem Schulaustritt vom Schularzt — dessen Aufgaben heute z. T. die Gesundheitsämter übernommen haben — im Hinblick auf ihre spätere berufliche Verwendbarkeit untersucht. Das Untersuchungsergebnis wird dabei auf den den Entlassschülern ausgehändigten „Schülerkarten“ festgehalten. Aber auch dann, wenn zwar kein offen zutage tretendes körperliches Gebrechen vorliegt, aber in der Leistung oder sonst irgendwo ein Abweichen von der Norm auftaucht, muß der Arzt befragt werden. Häufig stößt dieser dann auf gesundheitliche oder verborgene konstitutionelle Störungen, die andernfalls unbeachtet blieben.

Die Mitwirkung der Hitler-Jugend bzw. des BDM. ist ebenso notwendig. Diese Formationen kennen die Jugendlichen von einer ganz anderen Seite als Elternhaus und Schule. In der Kameradschaft des Dienstes, beim Heimabend, auf Fahrt kann der Jugendführer für uns sehr wesentliche Einblicke in die ihm anvertrauten Jugendlichen gewinnen. Diese Beobachtungen werden der Berufsberatung auf einem besonderen Personaltbogen zur Verfügung gestellt und bilden eine wertvolle Ergänzung der sonstigen Unterlagen. Daneben hat die Hitler-Jugend die Aufgabe, ähnlich wie die Schule, die innere Bereitschaft bei der Jugend zu wecken, sich auch im Hinblick auf ihre Berufswahl den Erfordernissen der Volksgesamtheit unterzuordnen.

Im Rahmen dieses Aufzuges werden die Aufgaben der Schule bei der Berufsberatungsarbeit etwas eingehender zu untersuchen sein. Die Berufsberatung hat auf die Mithilfe der Schule von jeher entscheidendes Gewicht gelegt. Die Verbindung von Berufsberatung und Schule ist so naturgegeben, daß es eigentlich keiner ministeriellen Richtlinien bedurft hätte, um die Zusammenarbeit sicherzustellen. Jeder Lehrer wird die „Schülerkarten“ kennen, die alljährlich von den Entlassschülern ausgefüllt und mit der Stellungnahme des Klassenlehrers versehen werden. Die gewünschte Beobachtung und Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit des Jugendlichen ist für den Berufsberater eine der wichtigsten Stützen für die Erforschung seiner Ratsuchenden. Keine andere Stelle ist wohl auch besser hierzu in der Lage als der Lehrer, der seine Schüler oft jahrelang kennt. Er hat oft Einblick in die häuslichen Verhältnisse, kennt die Eigenheiten, Vorzüge und Schwächen der ihm anvertrauten Kinder und ist so imstande, seine Beobachtungen nicht nur auf die geistige Leistungsfähigkeit, sondern auch auf die körperlichen und charakterlichen Anlagen und die sonstigen Umstände des einzelnen Falles zu er-

strecken. Die Berufsberatung kann an die Lehrerschaft im Interesse der Jugend keine dringendere Bitte richten, als sich dieser Pflicht besonders eingehend zu unterziehen. Durch die unbedingt vertrauliche Behandlung der erhaltenen Aufschlüsse ist gewährleistet, daß diese lediglich dem Berufsberater zur leichteren Findung seines eigenen Urteils dienen und keinesfalls in unberufene Hände gelangen. Der Klassenlehrer möge auch nicht einwenden, daß die einmal abgegebene — vielleicht ungünstige — Beurteilung nun dem Jungen oder Mädchen sein Leben lang anhängen würde. Einmal ist sich der Berufsberater durchaus der Tatsache bewußt, daß diese Beurteilung in einem an sich ungünstigen Zeitpunkt, im Alter der Pubertät, verlangt und abgegeben werden muß, zum anderen dienen auch relativ ungünstige Urteile keineswegs einer Benachteiligung des Betroffenen. Ist es nicht besser, wenn dem Berufsberater ein Mangel an Ehrlichkeit oder Zuverlässigkeit bekannt ist? Er kann so den Jugendlichen vor Berufen bewahren, die für ihn besondere und ständige Versuchungen oder Gefahren bedeuten. Wer gern etwas mitgehen heißt, soll nicht Berufen zugeführt werden, bei denen der Lehrling viel mit Geld umzugehen oder Zutritt in fremder Leute Wohnung hat. Der wenig Zuverlässige kann nicht Berufe ausüben, wo er durch seinen Fehler sich oder andere in schwerste Gefahr bringen könnte und anderes mehr. Das Lehrurteil hat gerade deshalb, weil ihm der Berufsberater solchen Wert beimißt, nur dann einen Sinn, wenn es offen, klar, umfassend, ungeschminkt ist. In besonderen Fällen wird der verantwortungsbewußte Lehrer den Weg zu einer persönlichen Aussprache mit dem Berufsberater finden, was ihm dieser nur danken wird.

Die Aufgabe der Schule, unsere Jugend zu nationalsozialistischem Denken zu erziehen, erstreckt sich auch auf die berufsethische Erziehung. Ohne die Vorarbeit der Schule, ohne Weckung der Bereitwilligkeit zu nationalsozialistischer Arbeits- und Berufsauffassung kann die Tätigkeit der Berufsberatung nicht fruchtbar sein. Arbeit und Beruf sind nicht nur Mittel zum Gelderwerb, sondern sie sind Dienst an der Allgemeinheit und Verpflichtung für jeden Staatsbürger. Allgemeingut unserer Jugend muß die Anschauung werden, daß jede Arbeit adelt; und die Leistung ist es, die den Wert eines Menschen für die Volksgesamtheit ausmacht. „Nicht, was jemand schafft, sondern wie er schafft, das muß entscheidend sein!“ (Adolf Hitler am 1. Mai 1933). Deshalb muß sich die Jugend auch hinsichtlich ihrer Berufsziele von den Staatsnotwendigkeiten leiten lassen. Allzuoft liegen angeblichen Neigungen nur äußerlichkeiten oder falsche Berufsvorstellungen zugrunde. So ist es einbarer Unsinn, wenn sich heute ein großer Teil der Jungen nur den Modeberufen des Drehers, Maschinenschlossers oder Kraftfahrzeughandwerkers zuwenden will, wenn fast die Hälfte der Mädchen in Verkauf oder Kontor drängt! Hier blickt uns noch der Materialismus in seiner krassesten Form an. „Wie wenig aber Berufswahl mit einem Abwägen ökonomischer Vorteile oder Nachteile zu tun hat, geht am besten daraus hervor, daß man sie einem Alter überläßt, dem für eine solche Entscheidung jede Vor-

aussetzung fehlt.“ (Adolf Hitler.) Oft sind es aber auch unvernünftige und in rückständigem Denken befangene Eltern, die erzogen werden müssen. Gemeinsame Aufgabe von Berufsberatung und Schule ist es daher, nationalsozialistische Auffassung von Arbeit und Beruf zur geistigen Grundhaltung unserer Jugend machen zu helfen! Wir sagten bereits, wie wenig oft die Jugendlichen von den Berufen wissen, in die sie hineinstreben. Häufig ist nichts weiter als ein aus irgendeinem Grunde verlockender Berufsname — und auch der meist noch falsch! — bekannt. Besonders in den Städten hat das gesunde und natürliche Hineinwachsen der Jugend in die Berufe aufgehört. Das Mädchen, der Junge und die Eltern können aber nur dann gut vorbereitet zur Berufsberatung kommen, wenn sie ein möglichst genaues Bild vom Inhalt verschiedener Berufe bereits mitbringen. Auch hier muß die Schule Vorarbeit leisten. Berufskundlicher Unterricht, die rein beschreibende Darstellung des Inhalts allen Berufslebens, ohne jede wirtschaftspolitische oder eignungspsychologische Erörterung, kann bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten und in vielen Unterrichtsfächern verwirklicht werden. Der Unterstützung der Berufsberatung kann die Schule hierbei gewiß sein.

Schließlich seien einige weitere Berührungspunkte wenigstens noch aufgeführt. Handelt es sich um den Hinweis der Schüler und ihrer Eltern auf die Berufsberatung, um die Mitwirkung des Berufsberaters bei Elternabenden, um die berufskundlichen Schulbesprechungen in den Entlassklassen, um Betriebsführungen, Schulausstellungen usw., stets werden sich Berufsberatung und Schule in gemeinsamer Arbeit treffen müssen. Dabei ist nicht wesentlich, in welcher Form sich diese Zusammenarbeit vollzieht, aber daß sie erfolgt und daß sie von gegenseitigem Vertrauen getragen ist, das allein ist maßgeblich.

Leider konnten in diesem kurzen Beitrag lediglich die Hauptlinien aufgezeigt werden, denen die heutige Berufsberatung zu folgen hat. Es muß einer späteren Behandlung überlassen bleiben, näher auf das eine oder andere Problem einzugehen. Es konnte insbesondere nicht darauf eingegangen werden, welche Sonderfragen sich für die einzelnen Schularten ergeben. Auch die Sonderaufgaben der weiblichen Berufsberatung konnten nur gestreift werden. Möge dieser Beitrag aber das Verständnis für Aufgaben und Arbeitsweise der Berufsberatung vertiefen, möge er vor allem das Vertrauensverhältnis festigen, das Schule und Berufsberatung zum Wohl der diesen beiden Staatseinrichtungen anvertrauten Jugend verbindet. Wir schließen mit dem Führerwort:

„Es mag einer tätig sein, wo immer — er soll und darf nie vergessen, daß die Nation nicht besteht durch die Arbeit einer Regierung, einer bestimmten Klasse oder durch das Werk ihrer Intelligenz, sondern daß sie nur lebt durch die gemeinsame und harmonische Arbeit aller.“

Neuer scheinung:

„Aufstönt ein Lied im Wind vom Strome her . . .“

Lebende südwestdeutsche Dichter

Herausgegeben von Dr. Reinhold Siegrist. (Zuerst erschienen als 11. Mitgliedergabe des Deutschen Scheffel-Bundes 1935.) 105 Seiten. Preis 1,80 RM.

Der Leser wird überrascht und zugleich erfreut sein durch den mit sicherem Urteil und feinem Gefühl auserlesenen Inhalt des geschmackvoll ausgestatteten Bändchens. Nach einem wegweisenden Geleitwort des Herausgebers, Dr. Reinhold Siegrist, Karlsruhe, läßt es auf seinen 105 Seiten zehn lebende Dichter aus dem Alemannisch-Schwäbischen und Fränkisch-Pfälzischen Stammes- und Sprachgebiet von Stuttgart bis Saarbrücken in großenteils bisher ungedruckten Proben ihres Schaffens in gebundener und ungebundener Rede ausdrucksvoll zu Worte kommen.

Neben den bereits zu allgemeinem Ruhme gelangten, in den nördlichen Gebieten Deutschlands aber noch weniger gelesenen Hermann Burke (Lörrach) und Hermann Eris Busse (Freiburg), neben den inzwischen auch mit dem Schwäbischen Dichterpreis gekrönten Georg Schmückle (Stuttgart-Cannstatt) und Gerhard Schumann (Stuttgart) finden wir wertvolle Gaben der Pfälzer Kurt Kölsch (Neustadt a. d. S.), Hermann Moos (Kaiserslautern) und Lina Staab (Neustadt a. d. S.), des Saarländers Rupert Kupp (Neustadt a. d. S.) und — nicht zu vergessen — des in Karlsruhe, am Sitze des Scheffel-Bundes rühmlich wirkenden Wilhelm Albrecht, sowie der Wormserin Sophia Steinwarz (München).

Wer immer das mit drei prächtigen Landschaften aus dem Schwarzwald und dem Pfälzer Wald von Hans Thoma, Gustav Schönleber und A. Kessler geschmückte Bändchen zu seinem billigen Preis für sich oder als sicher willkommene Gabe an Freunde deutscher Dichtung erwirbt, wird nicht nur sich selbst und den Beschenkten erhebende Genüsse bereiten, sondern auch reiche Anregung finden und geben, in weitere Werke der Dichter einzudringen, die ein Anhang nachweist, worin zugleich auch kurz die Lebensdaten der Dichter mitgeteilt werden. Schon die in diesem Bändchen zusammengestellten Proben geben einen außerordentlich erfreulichen Einblick in das Schaffen gegenwärtiger dichterischer Kräfte, und man hört, als besonders verheißungsvoll, aus den mannigfaltigen und sehr verschiedenartigen Arbeiten einen verborgenen schwingenden gemeinsamen reinen Grundton.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom
Verlag Konfordia AG., Bühl in Baden

Inhalts-Verzeichnis

Die badische Schule

12. Folge

Jahrg. 2

Die Mutter. Von Lehramtsassessor Bertold K. Weis, Karlsruhe, Gymnasium 285

Winter Sonnenwende. Ein Spiel in vier Szenen von Dr. Friedrich Kaupp, Mannheim, Am grünen Tag 16 . . . 286

Weihnacht 1812. Von Robert Wohlbaum 288

Deutsche Seele und deutsche Zukunft. Von Johannes Bühler . . . 289

Eine Französin findet Deutschland. Von Renée Duc, 14 Rue Serpenti, Paris (6^e) 290

Von der Reichswehr zur Wehrmacht. Von Staatsminister Professor Dr. Paul Schmitthenner, Heidelberg, Kronprinzenstr. 10 292

Arthur Drews. Von Dr. E. Ungerer, a.o. Professor, Karlsruhe, Schumannstr. 7 294

Kolf auf der Flucht (Schluß). Von Studienrat Dr. Otto Gmelin, Solingen-Wald 301

Von der Schulbank ins Leben. Von Dr. Heinrich Kindler, Karlsruhe, Saarbrücker Straße 78 305

*

37.